Ludendorffs Verlag

Schriftenreihe

Hermann Rehwaldt

Indien

Die schönste Perle der Krone Britanniens

Laufender Schriftenbezug 10 / Heft 3

Hermann Rehwaldt

Indien

Die schönste Perle der Krone Britanniens

Ludendorffs Verlag GmbH München 19

Heft 4 des „Laufenden Schriftenbezuges 10"

Druck in Ludendorff-Druckerei, München / 1940

Inhalts-Übersicht:



Warum — Indien?

Es ist eine auffallende Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten die Auslagen von Buchhandlungen und die Kataloge europäischer Verlage immer mehr Werke und Schriften aller Art zeigen, die sich in der einen oder anderen Form mit Indien befassen. Bald sind es Reisebeschreibungen, bald Romane, bald religionphilosophische, kulturhistorische, wirtschaftliche, politische und andere Werke, und die exotischen Lichtbilder ihrer Umschlagseiten locken den Deutschen Leser förmlich in jene ferne, romantische und angeblich von Geheimnissen aller Art umwobene Welt, aus der dem nordischen Deutschen manche verwandte Motive herüberklingen. Auch die Zeitungen und Zeitschriften befassen sich in mehr oder weniger sensationeller Form mit diesem Lande, von dem kein Märchen, keine Erfindung müßiger oder ausschweifender Fantasie bizarr und überschwänglich genug sind, um nicht geglaubt zu werden. Es scheint beinahe, als seien die ewigen Naturgesetze, deren Unvergänglichkeit und Allgemeingültigkeit für unsere nüchterne und gemäßigte Umwelt als feststehend anerkannt wird, am Ganges, an der Malabarküste oder auf Ceylon, namentlich aber auf dem Himalaya einfach aufgehoben.

Zudem verbindet sich im Gehirn eines Deutschen, ja eines Europäers überhaupt mit dem Namen Indien der Begriff sagenhaften Reichtums und märchenhaften Prunks, die Vorstellung von bunt und überreich geschmückten Festzugselefanten, goldenen Idolen und geheimnisvollen Kulten. Es entsteht ein zweifellos reichlich schiefes Bild von einem übermenschlich tiefen und weltumfassenden Weistum indischer Glaubenslehren und philosophischer Systeme, vor allem aber von übernatürlichen Fähigkeiten indischer Weisen und Jogin, die nicht nur die Zukunft unfehlbar erschauen, sondern auch die Naturgesetze nach Belieben durch bloße Willensakte außer Kraft setzen können.

Da außerdem gewisse Übereinstimmungen zwischen indischen Glaubenslehren und den heute im „Abendlande" modernen Geistesströmungen zweifellos vorliegen und zahlreiche mehr oder weniger okkulte Lehren in Europa und in Deutschland sich offen auf das indische — oder hinduistische oder buddhistische — Weistum als Quelle und Urborn ihrer Erkenntnisse beziehen, erhält diese „Indien-Mode" einen besonderen Beigeschmack. Bekanntlich wird behauptet, die Theosophie sei von Indern

geschaffen und von ihnen als Gegenoffensive gegen das Abendland vorgetragen worden. Auch Anthroposophie bezieht sich auf indisches Geistesgut. Die Ariosophie arbeitet mit Jogalehren und sonstigen Erzeugnissen indischen Okkultismus'. Andere Richtungen entlehnen aus den Religionen Indiens, was ihnen in den Kram paßt, und geben das als urarisches Weistum aus. Ich habe in meinen anderen Schriften und Büchern diese Okkultrichtungen ausführlich behandelt und auch ihre Lehren einer kritischen Betrachtung unterzogen[1]). Und wenn ich in der vorliegenden Arbeit dem Leser ein möglichst allseitiges und ungeschminktes Bild des angeblichen oder wirklichen Heimatlandes dieser Lehren und Irrlehren zu geben versuche, so glaube ich, gleichzeitig manch ein Vorurteil und manch eine irrige Meinung über dieses Land und sein Völkergemisch richtigzustellen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß Indien auch in der Weltpolitik eine eigenartig anziehende Rolle spielte. Fast alle Rassen der Erde entsandten ihre Vertreter über den Chaiberpaß in die üppigen Ebenen und Täler. Heute verdankt das britische Imperium seine wirtschaftliche Machtstellung in der Welt nicht zuletzt den schier unerschöpflichen Reserven Indiens. Man kann wohl mit Fug und Recht sagen, daß England die indischen Völker und die Reichtümer des Landes in einer Weise ausnutzt, wie sie in der Kolonialgeschichte selten anzutreffen ist. Gewiß, es hat die Bevölkerung Ostindiens nicht ausgerottet wie z. B. die Indianer der sogenannten „Neuen Welt", an deren Untergang alle Kolonialvölker Europas die unaustilgbare Schuld tragen, die Briten nicht weniger als die Franzosen, Spanier, Portugiesen usw. Aber es hat verstanden, aus den indischen Völkerschaften das Letzte wirtschaftlich herauszupressen, und das Steuereinkommen des indischen Kaiserreichs bildet einen gewaltigen Posten im Haushalt des Empires. Außerdem beutet England die billige Arbeitkraft des übervölkerten Landes und seine ungeheuren Bodenschätze aller Art rücksichtlos aus. Vermöge seines in vielen Landesteilen gesegneten Klimas könnte Indien zu den reichsten landwirtschaftlichen Gebieten der Welt zählen und nicht nur sich selbst mit eigener Kraft versorgen, sondern darüber hinaus vieles[2]) ausführen. Heute erfolgt die Ausfuhr auf Kosten der Selbstversorgung, und die von Zeit zu Zeit mit der Unabwendbarkeit des Naturgeschehens auftretenden Hungersnöte und damit verbundenen Seuchen reißen in der Bevölkerungzahl gewaltige Lücken und zeugen von unsachgemäß betriebener Landwirtschaft. Auch an Bodenschätzen ist Indien reich. Es besitzt Steinkohle, Eisen-, Kupfer-, Blei-, Zink-, Mangan-, Silber- und Golderze, gewinnt Graphit, Erdöl und Diamanten. Die gesamte Industrie Indiens befindet sich heute in Händen von Engländern und Indern, die ihrem Volkstum entfremdet und zu den Unterdrückern des Landes übergetreten sind. Das früher in

---

[1]) Diese Arbeiten sind am Schluß dieses Buches namentlich aufgeführt.

[2]) Baumwolle, Reis, Weizen, Zuckerrohr, Tee usw.

Indien heimische und weltberühmte Weberhandwerk wurde von den Engländern planmäßig und wahrlich unmenschlich unterdrückt und zerstört, und die heutige Chawadbewegung Gandhis ist ein Protest gegen diese Unterdrückung wie gleichzeitig ein Kampfmittel gegen die britische Wirtschaft, die aus der Vernichtung des indischen Gewerbes durch hohe Einfuhrverdienste den Nutzen zieht.

Indien ist wirklich die schönste Perle in der Krone Großbritanniens, und schon der russische Kaiser Paul I. erkannte dies, als er seine als irrsinnig verschrieene Kosakenexpedition nach Indien entsandte. Da dieses Unternehmen überhaupt nicht vorbereitet war, mußte es allerdings scheitern.

Die Idee jedoch war durchaus nicht irrsinnig, und auch Napoleon Bonaparte bemächtigte sich ihrer. Sein Ägyptenfeldzug sollte nur ein Vorspiel zu einem Indienzug sein. Mit dem damaligen Führer der indischen Freiheitbewegung, dem Sultan Tippu von Maisur (Mysore), stand er in Briefwechsel und versprach ihm, „mit einer zahllosen und unbesiegbaren Armee" Indien „von dem eisernen Joch der Engländer zu befreien". Daß beide Vorhaben, Pauls und Napoleons, mißlangen, spricht nicht gegen die Richtigkeit der Grundidee: sich des Grundsteins des britischen Weltimperiums zu bemächtigen und dieses dadurch niederzuringen.

Quellen der Vorgeschichte Indiens

Über die indische Geschichte gibt es eigentlich keine einwandfreien Unterlagen. Bevor Indien in den Gesichtskreis der europäischen Forschung trat, besaß es keine zuverlässige und chronologisierte Geschichteschreibung. Seine Literatur erstreckte sich ausschließlich über Gebiete der Religion, des Ritus und der religionphilosophischen Spekulation, selbst die Heldensagen waren derart mit Mythologie verwoben, daß sie selten eine Anregung für die Geschichteforschung geben konnten. Im übrigen aber ist das Schrifttum der Inder verhältnismäßig jüngeren Datums, wenn auch älter als das „abendländische". Wie unsere Ahnen der vorchristlichen Zeit beschränkten sich auch die Inder auf mündliche Weitergabe der Sagen und Gesänge, die vom Vater auf den Sohn vererbt und auswendig gelernt wurden. Die Sprache, in der die alten Lieder und Werke verfaßt waren, wandelte sich, starb für den Alltagsgebrauch. Doch die Sippen, die das Kulturgut der Ahnen hüteten, bewahrten die Denkmäler der Vergangenheit unverändert in Form und Inhalt weiter über die Jahrhunderte, und so konnte es geschehen, daß in Indien die älteste bekannte Art einer indogermanischen Sprache in dieser Form weiterleben konnte, die der vergleichenden Sprachforschung unzählige Anregungen und Lehren erteilte. Sanskrit und Pali, die heiligen Sprachen der Inder, Zeugen der Urgeschichte dieses durch Ozeane und Gebirgsketten von der übrigen Welt abgeschlossenen Kontinents, stehen der indogermanischen Ursprache näher als jede andere heute lebende oder bekannte Sprache dieses gewaltigen und grammatikalisch vollkommensten Sprachstammes.

Mit der Einführung der schriftlichen Niederlegung der uralten Texte ging die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Überlieferung allerdings verloren. Zuerst durch unbeabsichtigte Fehler der nicht immer grammatikalisch taktfesten Abschreiber, dann durch willkürliche Korrekturen und — wie man in der Sprache der Wissenschaft taktvollerweise Fälschungen zu benennen pflegt — Interpolationen der Priester verloren die alten Texte an Klarheit und Eindeutigkeit und ließen sich für mannigfachste Zwecke beliebig ausspielen, wenn es galt, die Macht und den Reichtum der herrschenden Kaste, der Brahmanen, sicherzustellen und zu mehren. Als Geschichtequelle sind die heiligen Bücher der Inder ebensowenig zu verwenden wie die Bibel der Juden und Christen.

Beim Vergleich dieses indischen Schrifttums mit dem der Juden fällt übrigens eine Eigenart auf, die diese beiden Gruppen von Mythen scharf von einander unterscheidet. Die indischen Mythen, Sagen und Lieder wollen gar nicht Geschichte sein. Sie versuchen es gar nicht, die in ihnen geschilderten Ereignisse und Gestalten durch Angabe von angeblich genauen Daten und Zahlen geschichtlich zu untermauern, wie es die Bibel z. B. tut. Wenn der Rigveda beispielsweise berichtet, der Gott Indra habe soundsoviele Ochsen auf einmal verspeisen können, so verlangt dieses „heilige Buch" keineswegs, daß die Zahl der verspeisten Ochsen als buchstäblich und tatsächlich geglaubt werden sollte. Es nennt diese Zahl ja auch nur um die gewaltige göttliche Macht des Indra anschaulich zu machen. Die jüdische Bibel dagegen wartet mit genauen Zahlen auf und fordert, als Beispiel genommen, daß der Christ daran felsenfest glaube, der Jude Jesus von Nazareth habe in einer Pause zwischen zwei Vorträgen fünftausend Personen mittels genau fünf Broten und zwei Fischen gesättigt, und seine Jünger haben dann überdies noch zwölf Körbe mit Speiseresten gesammelt[1]). In Indien würde kein Mensch deswegen verbrannt oder sonst irgendwie gerichtlich bestraft werden, wenn er die Zahl von Indras Ochsen angezweifelt hätte. In dem durch die Religion der Liebe „erleuchteten", „zivilisierten" und „dem Gott erschlossenen" Abendlande aber würde ein Zweifel an der Anzahl der Gesättigten oder der dazu verwendeten Brote und Fische schwere Herässie bedeuten und in den Zeiten der „heiligen Inquisition" einen mehr als hinreichenden Grund zur Verurteilung zum Feuertode abgeben.

Dieser Unterschied in der inneren Einstellung der indischen und der juden-christlichen Mythen ist aber keineswegs darauf zurückzuführen, als ob die Kaste, die aus den Mythen direkten Nutzen zog — und zieht! —, die Priesterkaste in Indien, etwa weniger herrschsüchtig oder etwa weniger brutal als ihre Kollegenschaft in Europa und Vorderasien wäre. Dieser Unterschied scheint in der völkisch-rassischen Eigenart Indiens begründet zu sein. Die Inder leben derart real in der Welt des Mythus, daß die sichtlich und augenfällig übertriebenen, symbolischen Zahlenangaben der heiligen Bücher ihnen mehr sagen und unendlich wertvoller sind, als nüchterne und genaue Wiedergabe von Tatsachen und Daten. Darum hat dieses Volk auch keine exakte Geschichteschreibung, und darum rücken seine Helden, Herrscher und Staatsmänner, kaum gestorben, auch in das Reich des Mythos, der Legende empor. Die Poesie ist in ihnen unvergleichlich stärker als der Sinn für das Tatsächliche.

Der Jude dagegen mit seiner ausgesprochen nüchternen und undichterischen Seele vermag einer Legende, einem dichterischen Mythos nichts abzugewinnen. Er muß Tatsachen haben oder etwas, was wie eine Tatsache aussieht. Darum besitzt der Jude auch keinen eigenen Mythos. Er beschränkte sich darauf, fremde, ihm irgendwie zusagende Mythen sich

---

[1]) Lukas 9, 12—17.

anzueignen, sie in seinem jüdischen Sinne abzuwandeln[2]) und den darin geschilderten Ereignissen und Personen eine scheingeschichtliche Unterlage zu geben. Es gibt in keiner mythologischen Literatur etwas dermaßen Nüchternes und Geisttötendes wie das fortwährende Aufzählen der „Geschlechter" in der jüdischen Bibel — und diese sind wohl auch die einzigen urjüdischen Teile dieser „heiligen Schrift".

Diese Einstellung des Inders und des Asiaten überhaupt zur Geschichteüberlieferung macht die Erforschung der Vergangenheit dieser Völker besonders schwierig. Man ist z. B. bei der Untersuchung der Vorgeschichte und der Entwicklung des Buddhismus in erster Linie auf die Berichte von chinesischen Pilgern und Reisenden in Indien angewiesen, denn dem Inder und dem indischen Buddhisten selbst genügten der bunte und bizarre Legendenkranz des Jataka und die vielen religiösen Traktate buddhistischer Kirchenväter vollkommen. Die geschichtliche Person Gautama Buddhas, sein tatsächliches Leben, die Frage, ob er tatsächlich gelebt hat oder nicht, interessieren den Inder viel weniger als die einwandfrei märchenhaften Berichte über die gewaltigen Wunder, über die vorherigen Inkarnationen usw. Buddhas, von denen ihm die Überlieferung überreich erzählt. Man kann wohl sagen, daß für den Inder ein Ereignis erst dann Bedeutung erlangt, wenn es legendär, also unglaubwürdig, d. h. märchenhaft ist.

So ist der Forscher indischer Vergangenheit darauf angewiesen, sich an Hand der religiösen Lieder, Gebete, Legenden, Mythen usw. ein annähernd zutreffendes Bild der Tatsächlichkeit aufzubauen. Dieses Bild bleibt in seinen Einzelheiten stets Hypothese und darf nur im wesentlichen als zutreffend angesprochen werden, namentlich soweit es sich um weiter zurückliegende Zeiten handelt, bevor griechische oder chinesische Reisende mit ihren mehr oder weniger zuverlässigen Berichten etwas Licht in das nebelhafte Dunkel der Legende gebracht hatten. Die sogenannte „Vorgeschichte" ist bei allen Völkern und Rassen dunkel und wird erst an Hand der Erkenntnisse der Spatenwissenschaft, der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Religionforschung mühsam und Stein für Stein wiederaufgebaut. Die Vorgeschichte Indiens aber ist in ein noch undurchdringlicheres Dunkel gehüllt, obschon die ehrwürdigen „heiligen" Sprachen Sanskrit und Pali da gewisse Fingerzeige geben, die in den Nebel der Jahrtausende hineinleuchten können.

Dies alles gilt bei der nachfolgenden kurzen Betrachtung der Geschichte Indiens zu berücksichtigen. Vor allem aber darf nicht außer acht gelassen werden, daß erst die religionphilosophischen Erkenntnisse Dr. Mathilde Ludendorffs, namentlich ihr bahnbrechendes Werk „Die Volksseele und ihre Machtgestalter", ergänzt durch „Das Gottlied der Völker", eine richtige und den Tatsachen am nächsten entsprechende Auswertung der im

---

[2]) Siehe hierüber Näheres in Dr. M. Ludendorff: „Erlösung von Jesu Christo" und Ernst Schulz: „Der Trug von Sinai".

religiösen Schrifttum Indiens enthaltenen Andeutungen und Hinweise gestattet. Diese Erkenntnisse werden dem Nachfolgenden zugrundegelegt.

Die Bücher, aus denen die Vergangenheit Indiens rekonstruiert werden kann, sind in erster Linie die Vedas. Veda bedeutet „Wissen" und umfaßt vier Teile oder Sanhitas: Rigveda, der älteste Teil des indischen Schrifttums überhaupt, enthält Preislieder, die bei Opferhandlungen gesungen werden; Samaveda, Gesänge, die bei der Zubereitung des Opfers vorgetragen werden; Jadschurveda, Gebete und Sprüche, und Atharveda, Zaubersprüche und magische Anweisungen. Davon ist für uns besonders der Rigveda wichtig und aufschlußreich.

Hierzu kommen die Belehrungen für die Brahmanen bei der Ausübung ihrer rituellen Tätigkeit, die sogenannten Brahmanas, die etwa 1000 Jahre v. d. Ztw. entstanden sind, während die Vedas in dem Zeitraum von 4500 (nach Jackobi) bis etwa 500 v. d. Ztw. geschaffen wurden. Diese Bücher nebst den Upanischaden, den Büchern der Geheimlehre, bilden das kanonische Schrifttum des Hinduismus und werden ergänzt durch die „heilige Überlieferung", die Sutras und Schastras, welche letztere auch das Manu-Recht enthalten, z. T. also ebenfalls auf ein erhebliches Alter zurückblicken dürfen. Ferner dienen zum Einblick in indische Vergangenheit die Epen Ramayana und Mahabharata, die nachweisbar in vorchristlichen Jahrhunderten begonnen wurden, und weitere epische Lieder und Sagen. Endlich sind die Berichte über den Indienzug Alexander des Großen und die erhaltenen Bruchstücke der Reisebeschreibung des Griechen Megasthenes u. a. da. Es ist in allen diesen Büchern etwas vorhanden, was einen mehr oder weniger großen und bedeutsamen Abschnitt der Geschichte Indiens, meist aber nur eines Teiles dieses Landes, das in der Größe etwa Europa ohne Rußland entspricht und mit gewisser Berechtigung als Weltteil angesprochen werden kann, beleuchtet. Trotzdem bleibt der Großteil der Vergangenheit Indiens in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Kurzer Abriß der Vorgeschichte Indiens

Obgleich Indien zum ersten Mal in den Gesichtskreis der europäischen Geschichteforschung erst im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung getreten ist, nämlich anläßlich des Zuges Alexanders von Mazedonien bis an den Indus, darf nicht bezweifelt werden, daß gewisse Beziehungen zwischen diesem entlegenen und durch Meere und Gebirge von der übrigen Welt abgeschnittenen Lande und dem sogenannten Abendlande, damals durch Germanen und Skythen im Norden und durch Griechen und Phönyzier im Süden vertreten, bereits Jahrhunderte früher bestanden haben. Zuverlässige Berichte darüber gibt es nicht. Doch die Tatsache, daß die ältesten bekannten indischen Kultursprachen, Sanskrit und Pali, indogermanischen Ursprungs sind, also aus dem Nord- und Ostseeraum, nach Kossinna der Urheimat der Indogermanen, nach Indien eingedrungen sein müssen, ist Beweis für diese Vermutung.

Wann der Einfall indogermanischer, d. h. nordischer Volksstämme über Transkaukasien, Afghanistan und Himalaya (Chaiberpaß) nach Indien erfolgt ist, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Und da hierüber eben keine Klarheit herrscht, so bildet diese Einwanderunggeschichte der Arier nach Indien eine Fundgrube für allerlei okkulte oder okkultangehauchte „Forscher", die vor unmöglichsten Behauptungen nicht zurückschrecken und Berechnungen an Hand astronomischer Angaben in den „heiligen Büchern" Indiens anstellen, deren Richtigkeit natürlich nicht nachgeprüft werden kann. Nicht daß die Berechnungen selbst nicht stimmten — so viel astronomische Kenntnisse trauen wir den meist astrologisch sehr bewanderten „Forschern" schon zu. Aber es steht eben nicht fest, ob die den Berechnungen zu Grunde gelegten Sternenkonstellationen von den Schreibern der uralten Lieder und Gebete nicht einfach willkürlich angenommen waren und dem tatsächlichen Stand der Gestirne um die Zeit des Entstehens des betreffenden Liedes keineswegs entsprachen.

Die Wissenschaft nimmt allgemein vorsichtigerweise an, daß der Einfall der Arier etwa zweieinhalb Jahrtausende vor der Zeitwende erfolgt ist. Wahrscheinlich aber ist, daß dieses Ereignis weiter zurückliegt und annähernd auf das fünfte Jahrtausend vor der Zeitwende zu legen ist. Vermutlich war nicht nur eine Welle nordischer Eroberer über den Himalaya gebrandet, sondern mehrere. Einige okkulte „Forscher" behaupten,

daß es sich um vier Wellen gehandelt habe, wobei sie von der Tatsache des Vorhandenseins von vier Hauptkasten in Indien ausgehen. Jeder Welle entspräche eben eine Kaste. Jede neue Welle aus dem Norden wäre naturgemäß rassereiner und artgemäßer gewesen als die bereits vor einiger Zeit eingedrungene und durch Vermischung mit der Urbevölkerung entartete. So stellten sich die Neuangekommenen auf eine höhere Stufe als ihre Vorgänger, und die Gesetzgebung Manus verewigte diesen Zustand durch die Festlegung der vier verschiedenen, erblichen und unverrückbaren Kasten.

Wenn ein Beweis für diese Vermutung auch nicht zu erbringen ist, so erscheint sie mir nicht ganz unbegründet. Im übrigen ist es jedoch unwesentlich, wieviele Wellen des nordischen Volkes der Arier nach Indien gekommen waren. Es sei hier nebenbei gleich bemerkt, daß der Name „Arier" lediglich von diesen nordischen Einwanderern in Indien und von den Gründern des medischen und des persischen Reiches (Iranier) mit Recht getragen wird. Wissenschaftlich betrachtet, hat die Bezeichnung „arische Rasse" ebensoviel oder ebensowenig Berechtigung wie z. B. „germanische" oder „skandinavische" Rasse. Es sind dies alles — Arier, Germanen, Skandinavier usw. — nur Einzelvölker der großen kulturschöpfenden nordischen Rasse. Es scheint, daß ausgerechnet okkulte Kreise den irreführenden Ausdruck „arische Rasse" so volkstümlich gemacht haben, daß man ihn heute in den allgemeinen Sprachgebrauch übernommen hat und zwar meist im Gegensatz zur „jüdischen Rasse". Denn als „Arier" gelten heute auch Angehörige nicht nordischer europäischer Rassen, so z. B. Magyaren, Italiener, Spanier usw. Lommel schreibt hierüber in seiner interessanten Untersuchung „Die alten Arier": „Wir nennen also die Arier die indogermanischen Inder und Iranier. So gebraucht hat der Name eine historische Grundlage, ist dem Bereich der Hypothesen enthoben und ist so bestimmt, wie es die Wissenschaft erfordert; dabei auch nicht zu eng begrenzt, nicht wie das Wort ‚indogermanisch' auf die Sprache allein, nicht wie das Wort ‚mykenisch' auf die Kultur allein, nicht wie das Wort ‚buddhistisch' auf die Religion allein, oder wie die Worte ‚dolichokephal' oder ‚nordisch' auf die Rasse allein bezüglich, sondern bezeichnet die Ganzheit eines Volkes mit dem ganzen Gehalt, der dem Begriff Volk eigen ist."

Im nachfolgenden wird also der Name Arier lediglich auf den nach Indien eingewanderten nordischen Stamm angewandt gebraucht, weshalb die obige Einschaltung zur Vermeidung von Verwechslungen notwendig war.

Die Kenntnis der Eigenart dieses arischen Stammes erhalten wir lediglich aus dem bereits im vorangehenden Abschnitt erwähnten Schrifttum der Inder, und zwar vornehmlich aus dessem anerkannt ältesten Teil, dem Rigveda. Es darf dabei nicht außer acht gelassen werden, daß dieses Schrifttum bereits aus der Verfallszeit der nordisch-arischen Kultur stammt, als diese durch Berührung mit der in Indien vorgefundenen Gesittung zum Teil andersrassigen Einwirkungen unterlegen war. Trotz-

dem trägt der Rigveda noch unverkennbar lichtfrohe nordische Züge, die allerdings in stetem Widerstreit mit den dunklen asiatischen stehen. Die Lichtseele der nordischen Rasse kämpft da noch mit der Schachtseele der Tamuli und Drawida, der indischen Urbevölkerung, die von den Ariern unterworfen worden war und der diese anstatt ihres finsteren furchtdurchzitterten Glaubens die lichte und aufrechte Gottschau des Nordens zu bringen bestrebt waren. So sind auch die Lieder und Gebete des Rigveda zumeist noch ungezwungene, aufrichtige und aufrechte Zwiegespräche mit den Göttern, die nur hie und da schachtgläubige Furcht vor Strafe oder Ungnade zeigen. Allerdings weisen die Götter bereits ausgesprochen asiatisch-despotische Züge unberechenbarer und unbegründeter Willkür neben vielen anderen auf, die nordischen Kampfgeist und Heldenmut atmen. In der vedischen Zeit hat es in Indien noch keine erbliche und mächtige Priesterkaste gegeben. Das Amt des Priesters als Mittler zwischen Menschen und Göttern bestand jedoch bereits und wurde jeweils durch das Familienoberhaupt, den Stammesfürsten usw. ausgeübt[1]). Das Opfer spielte noch nicht die sakramentale, geheimnisvolle Rolle, sondern wurde damals nur als sinnbildlicher Ausdruck des Dankes an die göttliche Natur oder für den freundlichen Schutz und Segen der Götter aufgefaßt und vollbracht — falls es überhaupt dargebracht wurde.

Mit der Zeit jedoch drang die schachtgläubige Götterfurcht immer mehr durch und verdunkelte immer stärker die lichtfrohe Seele der Arier. Das Opfer gewann über die schlichte sinnbildliche Bedeutung hinaus einen ausgesprochen zauberhaften Sinn, indem der Aberglaube vorherrschend wurde, mittels dieser symbolischen Handlung lassen sich die Götter zu irgendwelchen erwünschten Taten, Segen und Verdammungen zwingen. Dies wurde bewirkt durch die allmähliche Änderung der Einstellung des Inders dem Göttlichen gegenüber. Anstelle der alten nordischen vertrauensvollen und aufrechten Haltung trat die Furcht vor der unergründlichen und schrecklichen Despotie der Unzahl von Göttern. Der stolze Arier sank sozusagen in die Knie und begann zu zaubern und zu flehen, um sich die furchtbaren Götter gefügig und zum mindesten gnädig zu machen. Damit verbunden war auch eine große Erschwerung des Mittlerdienstes zwischen den gefährlichen Göttern und den zitternden Menschen. Während in der Urzeit die Sänger der heiligen Lieder stolz darauf waren, ein neues Lied zu Ehren des Gottes verfaßt zu haben, und die frohe Überzeugung in ihren Gebeten an den Tag legten, solche spontanen, dem eigenen Herzen entquellenden Lobgesänge seien den Göttern die rechten und liebsten, wurde nunmehr der Glaube vertreten, daß der einzig rechte Gottesdienst gerade die unveränderte Erhaltung der alten Lieder und Gebete verlange, ganz gleichgültig, ob deren Sinn und Inhalt für die Verrichtenden verständlich war oder nicht. Ja, man vertrat die Lehre, daß

[1]) Siehe das oben erwähnte Buch von Lommel und die Abhandlung von N. L. Westergaard: „Über den ältesten Zeitraum der indischen Geschichte".

diese alten Lieder nicht von Menschen, sondern von Göttern verfaßt und für ewige Zeiten für den Ritus festgelegt wurden und, wie der Veda-Ausleger Kautsa (Nirukta 1, 15/16) lehrte, somit überhaupt keine dem Menschen verständliche Bedeutung haben könnten. Hiermit erstarrte der Ritus und wurde zu einer wahren Wissenschaft, die eine weitgehende Spezialisierung von dem Ausübenden verlangte. Die Kenntnisse und Fähigkeiten der alten Gelegenheitpriester reichten dazu nicht aus. Priestertum wurde zu einem Beruf, und so entstand nach und nach die in Indien allmächtige Priesterkaste. Ursprünglich führten diese Priester jedoch den in Manus Gesetzgebung eingeführten Namen Brahmanen nur bei Ausübung ihres Berufes, d. h. während der Vollziehung des Rituals. Zu Manus Zeiten scheint diese Bezeichnung bereits auf die Kaste als solche ausgedehnt worden zu sein, so daß dieses alte Gesetzbuch, das die bestehenden Verhältnisse gleichsam sanktionierte, jene Bezeichnung lediglich verewigte.

Wann die Kasten als solche entstanden sind, ist zweifelhaft. Die oben geäußerte Vermutung der allmählichen Entstehung durch die im Laufe von Jahrhunderten nacheinander folgenden arischen Einwanderungswellen hat, wie gesagt, etwas für sich. Gesetzmäßig festgelegt sind sie in dem Gesetzbuch von Manu, wobei gleich hinzugefügt werden mag, daß dieser Gesetzgeber gleich dem jüdischen Moses keine geschichtliche Persönlichkeit gewesen zu sein braucht. Nach der okkulten Lehre ist ein „Manu" der mit der Züchtung einer neuen Rasse beauftragte „große Führer"; dieses Wort ist also kein Eigenname, sondern eher eine Art Titel.

Die alten Schriften geben manch einen Anhalt, der die allmähliche Entstehung der Brahmanenkaste erhellt. Rigveda 1, 126, 2, 3 enthält einen Lobgesang des Priesters Khschivat auf den König Swanaya, der ihm für religiöse Dichtungen hundert Nischkas (Gewichtseinheit) Gold, hundert Rosse, hundert Rinder, zehn vierspännige Wagen mit Frauen und eine Herde von tausend Kühen geschenkt hatte. Wie man sieht, waren schon in vedischer Zeit die Honorare der Verfasser gottesdienstlicher Gesänge ziemlich hoch. Doch damals waren solche Berufssänger Ausnahmeerscheinungen. Auch Frauen waren darunter. Allmählich wandelte sich diese Anschauung, und bereits Rigveda 4, 50, 8, 9 bringt ein Lied von Wamadewa zu Ehren der Gottheit Brihapasti, in dem es heißt:

„Der weilt glücklich in seinem Hause, dem bringt die Erde Frucht zu allen Zeiten, es neigen sich alle Geschlechter willig dem Könige, welchem der Brahman vorangeht."

Hier wird bereits offen Propaganda für die entstehende Brahmanenkaste gemacht. Und die nach dem Rigveda entstandenen Brahmanas, eine Sammlung von gottesdienstlichen Liedern und Anweisungen für Priester, fahren darin noch offener fort. So heißt es im Aitareya-Brahmana, daß die Götter das Opfer des Königs, der keinen Hauspriester hat, einfach verschmähen, daß also jeder König für seine Opfer einen „Purochita", Hauskaplan, haben muß. Dasselbe Buch erzählt eine Geschichte, die den

gleichen Propagandazwecken zu dienen hat: die alten Helden Dschanamedschaya, Sudas, Bharata u. a. bezwangen die ganze Erde durch die Kraft des Opfers, das ihre Hauspriester für sie dargebracht hatten. Ein solches Opfer vollbrachte auch der Brahmana Satyahawya für einen gewissen Emporkömmling namens Atyarati, der daraufhin ebenfalls die ganze Erde bezwingen konnte, mit Ausnahme des Landes Uttarakuru. Folgerichtig verlangte nun der Opferpriester seinen Lohn, worauf Atyarati mit der faulen Ausrede erwiderte, wenn er erst Uttarakuru, das Land der Götter, erobert habe, dann solle der heilige Mann König der Erde werden. Der heilige Mann geriet ob dieser Undankbarkeit des Emporkömmlings in Zorn und nahm von ihm seine Zaubermacht zurück, worauf Atyarati natürlich eine Niederlage erlitt und somit seine Strafe hatte. „Die Moral von der Geschicht'" wird folgendermaßen umrissen: „Darum soll kein Häuptling sich undankbar zeigen gegen den Priester, welcher die Opferhandlung kennt und vollzieht, damit er nicht sein Reich und sein Leben verliere." [2])

So fahren die Brahmanas fort und betreiben eine mit allerlei Drohungen und abschreckenden Beispielen gespickte Werbearbeit für den Priesterstand. Allerdings war die Abgeschlossenheit der Brahmanenkaste anfangs noch nicht vollzogen, der Priesterstand rekrutierte sich aus allen Schichten der Bevölkerung. So war z. B. der angebliche Verfasser der Lieder des Rigveda 1, 116—125, Kakschivat, der Sohn einer Sklavin und des Weisen Dirghatamas.

Die Kastengesetzgebung Indiens ist zweifellos der Ahnung der arischen Führerschicht entsprungen, daß Rassevermischung — Volkstod, Rassereinheit — Volksrettung bedeuten. Vermutlich waren damals schon viele Schichten der Arier weitgehendst mit der Urbevölkerung vermischt. Das tropische Klima und die üppige Natur Indiens lähmten mehr und mehr die seelische — und wohl auch die körperliche — Widerstandskraft der nordischen Einwanderer, verführten sie zu allerlei Ausschweifungen, vor denen sie in der herben, gemäßigten Umgebung ihrer nordischen Heimat gefeit waren. Darum griff der große Reformator eisern durch — und schoß weit über das Ziel hinaus. Wohl erhielt seine starre und unbeugsame Gesetzgebung den angetroffenen Zustand in rassischer Hinsicht für Jahrtausende. Da aber sowohl dem Volke wie dem Gesetzgeber die richtige Erkenntnis der biologischen Notwendigkeit der Rasseerhaltung fehlte, klügelte Manu eine Begründung seiner Maßnahme aus, die für das gesamte Volk der Inder gleich verhängnisvoll wurde, waren es nun reinrassige Nachkommen der Arier, Mischlinge oder reinblütige Urbewohner des Landes. Er suggerierte den obersten Schichten, namentlich aber der Kaste der Brahmanen, der Priester, die Überzeugung, daß sie göttlicher Abkunft, während die anderen Kasten minderwertig und verachtungwürdig seien. Dadurch wurde eine maßlose Überheblichkeit der

---

[2]) Colebrooke, Misc. Essays, 1, 43.

Brahmanen und zum Teil auch der Kschatrijas, der Kriegerkaste, gezüchtet, während die Waisyas — Ackerbauer, Viehzüchter und Händler — und die Schudras — freigeborene Diener, Handwerker und Handarbeiter — in ein Bewußtsein ihrer Minderwertigkeit hineinsuggeriert wurden. Die eingeborene Bevölkerung, die die im Entstehen begriffene brahmanistische Religion nicht angenommen hatte, stand außerhalb der Kasten und galt als absolut unrein und vogelfrei. Die soziale und auch die wirtschaftliche Lage dieser Kastenlosen, der „Unberührbaren", war menschenunwürdig. Jede Berührung mit ihnen führte bei Vertretern der Kasten zum Verlust ihrer Kastenzugehörigkeit und zur Degradierung zu einem Paria, ganz gleichgültig, ob der Betreffende selbst Arier oder Mischling war. Außerdem rechneten die Brahmanen auch arische Stämme zu den Unberührbaren, sofern diese ihre brahmanische Kultur nicht angenommen hatten. Wie man sieht, wurde die ursprünglich im Sinne der Rasseerhaltung getroffene Maßnahme bald zu einer starren Standesordnung, die lediglich dazu diente, die Herrschaft der Priesterkaste zu erhalten und zu erweitern.

Diese starre Kastenordnung hat sich nun in Indien bis in unsere Tage erhalten. Sie ist ein Bestandteil der Religion des Landes, die heute den Sammelnamen Hinduismus trägt und eine Unzahl von Lehren, Sekten, Kirchen und Aberglaubenarten umfaßt. Wir werden auf diese Religion noch kurz zu sprechen kommen, hier aber ist lediglich die Feststellung am Platze, daß die Kastengesetzgebung Manus zugleich auch die Missionierung der Welt von Indien aus verhinderte. Nach der brahmanischen Lehre, die auch von dem heutigen Hinduismus übernommen wurde, gehören nur die Angehörigen der vier Hauptkasten — allerdings in unterschiedlichem Grade — zu vollwertigen Menschen. Alle übrige Menschheit ist in den Augen des Hindu minderwertig. So bildet die Zugehörigkeit zu einer der Kasten einen Bestandteil der Glaubenslehre. In den seltenen Fällen also, wenn der Hinduismus eines der Nachbarvölker bekehrte, mußten die Priester eine raffinierte Genealogie dieses neubekehrten Volkes ersinnen, welche den Nachweis zu erbringen hatte, daß dieser Stamm von einer der indischen Kasten abstamme[3]). Obgleich nun eine Priesterschaft um derartige Erfindungen noch niemals verlegen gewesen ist, treten in diesem Punkte erhebliche Schwierigkeiten auf, die jede Mission außerhalb Indiens faktisch unmöglich machen.

Nachdem nun die Kasten bereits entstanden waren, traten naturgemäß Reibungen zwischen den beiden obersten Kasten auf, denn die Kaste der Krieger, der die überwiegende Mehrzahl der Könige und Häuptlinge angehörten, war nicht ohne weiteres gewillt, die Vorherrschaft der Brahmanen zu ertragen. Daß solche Reibungen lange Zeit bestanden haben mußten, beweisen die häufigen Ermahnungen der heiligen Bücher, wie z. B. das Wort des Manu (9, 322): „Ohne das Brahma" (das Brah-

---

[3]) Siehe hierüber Glasenapp: „Hinduismus".

manentum) „gedeiht das Kschatra“ (wörtlich Macht, Herrschaft, also die Kriegerkaste) „nicht, ohne das Kschatra wächst das Brahma nicht; Brahma und Kschatra vereinigt wachsen hier und dort.“ Solche Ermahnungen gibt es noch mehr. Wahrscheinlich waren sie nötig, denn der Aitareya-Brahmana berichtet von einigen Fällen, wo die Könige sich gegen die Macht der Priesterkaste auflehnten.

Bevor das Gesetzeswerk Manus die Kastenordnung sanktionierte, muß es jedenfalls einen wahren Bruderkrieg zwischen den beiden Kasten gegeben haben. Westergaard nimmt an, daß dieser Kampf, auf den Mahabharata 3, 1200 u. f. in der Geschichte Ramas, Dschamadagnis Sohnes, anspielte, mit dem endgültigen Siege der Priesterkaste endete und die Entwicklung der Kastenordnung zum Abschluß brachte. Manus Werk krönte nun diesen Abschluß.

So wurden die Kasten Indiens geschaffen, die, wie gesagt, bis heute erhalten blieben. Der Grundsatz der Erblichkeit wurde in dieser Ordnung bis an die Spitze getrieben. So wird bei Manu die Frage aufgeworfen, wer am höchsten stehe, der vedakundige Sohn eines unwissenden Vaters oder der unwissende Sohn eines Vedakundigen — und dahingehend entschieden, daß der Vorzug auf jeden Fall dem letzteren gebühre, der erstere aber Anspruch auf Ehre und Achtung habe. Die drei oberen Kasten galten als „zweimal geboren“ und hatten das Recht, die heilige Schnur zu tragen. Wahrscheinlich war in ihnen das arische Blut reiner erhalten als in der vierten Kaste der Schudra, deren Los sich wenig von dem der Sklaven unterschied. Die Ausnahmestellung der Brahmanen wird am besten durch die Erzählung des Dichters Kalidasa veranschaulicht, die hier kurz wiedergegeben werden mag. Als Rama, Datscharathas Sohn, die Welt beherrschte, erschien einmal ein Brahmane beim König und brachte zu ihm seinen leblosen Sohn, der als Kind gestorben war. Der Priester überschüttete den König mit lauten Vorwürfen, indem er ihn für diesen vorzeitigen Tod verantwortlich machte. König Rama wurde durch dieses Ereignis beschämt, da nur ein Bruch der gesetzlichen und göttlichen Ordnung in seinem Reiche den Zorn der Götter verursacht haben mußte, dem der Brahmanensohn zum Opfer fiel. Er zog aus, um die Untat zu entdecken und zu sühnen, und fand irgendwo einen Schudra, der sich bemühte, durch strengste Kasteiungen und Askese einen Platz bei den Göttern zu erlangen. Dies bedeutete nun einen derartigen Bruch der göttlichen Ordnung, die den Schudras höchstens den Rang von Brahmanendienern und keineswegs den von Heiligen zugewiesen, daß der König den Zorn der Götter durchaus begriff und dem vermessenen Missetäter den Kopf abschlug, worauf der Gott des Todes dem Brahmanensohn befriedigt und versöhnt das Leben wiederschenkte.

Gleichzeitig wurde durch die Verehrung des persönlichen Gottes Brahman — ursprünglich war das Wort brahman sächlich und bedeutete etwa das göttliche Wort — die göttliche Abstammung der Brahmanenkaste für alle übrigen Kasten Glaubenssatz und erhielt sich bis an den heutigen Tag.

Krischnas und Buddhas Revolution gegen Manu

Die gesamte Überlieferung Indiens stammt von der herrschenden Brahmanenkaste und wird von ihr gepflegt und verwaltet. Es ist somit kein Wunder, daß diese Überlieferung lediglich von den Erfolgen der Brahmanen und von Dingen berichtet, die nur den Belangen der Priesterschaft dienen und ihnen förderlich sind. Immerhin kann man bei genauem Studium selbst der von der Priesterschaft verwalteten Schriften und Lieder sehen, daß es in Indien hin und wieder Männer gegeben hat, die das furchtbare Unheil des Kastenwesens erkannten und dagegen kühn angegangen sind. Ein solcher Revolutionär gegen die durch Jahrhunderte bestehende Ordnung war z. B. Krischna oder der Mann, der die Urgestalt der durchaus legendären Persönlichkeit Krischnas bildete.

Zwar bildet der Epos, der der Gestalt Krischnas gewidmet ist, Mahabharata, in der Hauptsache weitschweifig den in Indien nicht gerade ungewöhnlichen Kampf zweier Gruppen von Vertretern der Kriegerkaste gegeneinander, an dem sich auch der Erlöser und die Inkarnation des Gottes Vischnu, Krischna, beteiligte, jedoch enthält das Lehrgedicht Bhagavadgita, ein Teil dieses Epos, den Hinweis darauf, daß die Gleichheitlehre Krischnas eine Revolution gegen die Gesetzgebung Manus war. Die offensichtliche Ungerechtigkeit der Kastenordnung forderte den mutigen Mann förmlich zu einem Protest auf, und die irrfähige Vernunft legte ihm die völkermordende Lehre von der Gleichheit aller Menschen in den Mund. Ebenso wie die Lehre Manus eine irrige Deutung einer an sich richtigen Erkenntnis (siehe oben) enthielt und damit eine Ungerechtigkeit verewigte, so verfiel auch Krischna dem entgegengesetzten Wahne.

Die Gestalt dieses Revolutionärs und Erlösers ist interessant und muß näher betrachtet werden. Er wird als schwarz-, ja sogar blauhäutig und kraushaarig geschildert, und sein Name bedeutet in der Übersetzung „der Schwarze", während sein anderer Beiname Hrischikescha, „der Krausshaarige", heißt. Er soll außerdem König eines Nomaden- und Hirtenstammes gewesen sein, der vermutlich blutmäßig zur Urbevölkerung Indiens gehörte, da die Arier frühzeitig seßhafte Ackerbauer geworden waren. Beachtenswert ist, daß in dem „großen Kampf der Bharata", der den Gegenstand des Mahabharata bildet, Krischna nicht an der Spitze

seiner Hirten steht, sondern gegen sie an der Seite von vermutlich arischen Ackerbauern kämpft. Es scheint also, daß der Revolutionär Krischna, zwar der Kschatriya-Kaste angehörig, rassemäßig vorwiegend Nicht-Arier ist, der allerdings die indisch-arische Kultur voll aufgenommen und auch gelebt hat. Sein Rasseerbgut diktierte ihm vieles von seiner Lehre, wahrscheinlich auch den Kernpunkt derselben, die Gleichheitlehre, da diese ein charakteristisch asiatischer Zug ist — wenn sie sich auch in der Vorstellung des Asiaten häufig mit der Überzeugung von göttlicher Abstammung seines eigenen Volkes oder Stammes paart. Es würde aber zu weit führen, hierauf im Rahmen dieser Arbeit näher einzugehen. Auch die erotischen Ausschweifungen des Erlösers Krischna scheinen für seine asiatische Herkunft zu zeugen, weil gerade in dieser Hinsicht der nordische Mensch besonders kühl und zurückhaltend ist.

Krischnas Revolution und Erlösung vermochte nicht, die Herrschaft der Brahmanenkaste zu brechen, ja auch nur zu mindern. Im Gegenteil. Die Priesterherrschaft bemächtigte sich bald der Gestalt des Erlösers, machte sie zu einer Inkarnation des Frühlings- und Liebesgottes Vischnu und wandelte seine Lehre allgemach zu ihren Gunsten um. Die Bhakti-Religion, die heute noch lebt und die Gestalt des Erlösers Krischna im Mittelpunkt hat, bildet einen festen Bestandteil des Hinduismus und ist keine Gefahr mehr für den Bestand der machtgierigen Priesterkaste.

Der zweite bekannte große Revolutionär gegen die Macht des Brahmanentums war Gautama Buddha. Die Geschichtlichkeit dieser Gestalt ist auf jeden Fall besser erwiesen als die Krischnas. Zwar gehen die Angaben über sein Geburt- und Todesjahr auseinander, doch scheint es festzustehen, daß er im fünften Jahrhundert vor der Zeitwende gelebt und gelehrt hat. Wie Krischna gehörte auch Siddharta aus dem Geschlecht der Schakya — das soll der richtige Name Buddhas gewesen sein — der Kschatriya-Kaste an. Die Überlieferung macht ihn zwar zu einem Fürstensohn und König, doch ist dies erwiesenermaßen nur eine fromme Legende. Auch den Zimmermannssohn Jesus von Nazareth machte die Propaganda zu einem Königsproß.

Buddhas Revolution richtete sich in der Hauptsache gegen die den Brahmanismus überwuchernde Vielgötterei, gegen das unheilvolle Kastenwesen, gegen die irrsinnigen Zauber- und Sakramentenlehren und gegen die Vorherrschaft der korrupten, unwissenden, geld- und machtgierigen Brahmanenkaste. Sie war ein Protest gegen diese volktötenden Auswüchse des öffentlichen Lebens Indiens, sozusagen der indische Protestantismus. Buddha verzichtete auf alle Gewaltmittel zum Durchsetzen seiner Idee. Er wandte sich in der Hauptsache an die Kschatriya-Kaste, die immer noch gewissen Einfluß und vor allem die politische Macht des Landes besaß, obgleich die Priesterschaft ihr auch diese streitig zu machen suchte — und in vielen Fällen nicht ohne Erfolg. Immerhin erhielt sich in dieser Kaste anscheinend das arische Blut noch am reinsten, und damit durfte der Reformator mit der in Indien größtmöglichen Ak-

tivität von seiten der aus den Reihen dieses Standes gewonnenen Anhänger rechnen.

Seine Lehre war keine soziale Umsturzdoktrin und keine Aufwiegelung zum Aufstand. Er stellte ein philosophisches System auf, aus dem sich mit einer zwingenden Logik eine neue umstürzende Ethik ergab, die die höchsten Anforderungen an jeden, der sich zu dieser Lehre bekannte, stellte. Es ist hier nicht der Platz, den Wert oder die Richtigkeit der buddhistischen Lehre und ihrer Ethik zu untersuchen[1]; aber es ist zweifellos, daß der Buddhismus die erste philosophische Lehre war, die — wenigstens für eine geraume Zeit — eine grundlegende Umwälzung in sozialer und religiöser Hinsicht bewirken konnte. Die Lehre des Brahmanismus und die Krischnas waren vornehmlich Religionen, d. h. sie stellten Bindungen des Menschen mit dem persönlich gedachten Göttlichen dar. Der ursprüngliche Buddhismus verzichtete sowohl auf den persönlichen Gott wie auf die meisten Mittel, die Menschen in Abhängigkeit von einer Mittlerklasse zwischen dem Göttlichen und der Welt zu stellen, ja lehnte sogar ursprünglich die Priesterschaft als solche ab. Er wandte sich an den einzelnen Menschen, der durch Bekenntnis zur Lehre und Leben danach die erstrebte religiöse und soziale Reformation oder Revolution bereits vollzog. Allerdings gründete Buddha einen Mönchsorden, dessen Mitglieder die höchsten Forderungen buddhistischer Ethik zu erfüllen hatten, während die Laienfreunde der neuen Lehre sich auf innere Annahme des „Gesetzes" und auf bestmögliche Erfüllung desselben im Alltagsleben beschränkten. So konnte z. B. der Kaiser Aschoka überzeugter Buddhist sein und für die Verbreitung der neuen Lehre Gewaltiges vollbringen, ohne auf seine weltliche Würde als Herrscher, auf seine Reichtümer und Bequemlichkeiten zu verzichten.

Immerhin allein die Gründung des — wie man heute in okkulten Kreisen sagen würde — „esoterischen" Mönchsordens neben der „exoterischen" Laienschaft legte bereits den Kern zur Bildung einer späteren neuen Priesterkaste, die auch tatsächlich entstand und aus dem ursprünglichen philosophischen System Gautama Buddhas mit Hilfe der von ihm empfohlenen Jogapraxis eine neue Religion bildete, die sich wenig von anderen Weltreligionen unterschied. Dies geschah schon bald nach dem „Nirwana" Schakyamunis, wie Buddha nach seinem Geschlecht genannt wurde. Die neue Lehre gewann sehr schnell Boden — sehr natürlich bei ihrer Ablehnung der Vorherrschaft der Brahmanenkaste. Besonders die Kschatriya-Kaste bekannte sich in immer steigenderem Maße zu ihr, witterte sie doch darin endliche Befreiung von der Macht der sie aussaugenden und tyrannisierenden Brahmanen, wobei die übrigen Kasten erhalten bleiben. Immer mehr kleine und große Könige traten zur neuen Lehre über.

---

[1]) Siehe M. Ludendorff: „Triumph des Unsterblichkeitwillens" und „Die Volksseele und ihre Machtgestalter".

Der Buddhismus und seine Schicksale

Damit treten wir bereits in die geschichtliche, chronologisch einigermaßen belegte Zeit Indiens ein. Etwa 250 Jahre nach Buddhas Tode[1]) wandte sich der König von Magadha in Pataliputra Aschoka dem Buddhismus zu. Sein Vorfahr (Großvater) Tschandragupta, nach griechischen Berichten Sandrocottus, der ein gewagtes Intrigenspiel während des Einbruchs des mazedonischen Heeres unter Alexander nach Indien führte und nach der Ermordung des Königs Porus (317) die Herrschaft über Magadha an sich riß, befreite das Nordland (Pandschab) von mazedonischer Herrschaft. Er wird in dem Bericht des mazedonischen Gesandten Megasthenes über Indien, von dem Bruchstücke erhalten sind, erwähnt. Antiochus I. unterhielt Beziehungen mit Tschandraguptas Sohn und Nachfolger, Bindusara, der sich bereits zum Buddhismus bekannte.

Dessen Sohn, Kaiser Aschoka, wird zwar in griechischen Berichten nicht erwähnt, stand jedoch mit dem Griechentum und damit mit Europa in Verbindung, denn hierüber zeugen Inschriften, die dieser König oder Kaiser des Nordlandes anfertigen ließ und die seine griechischen Nachbarkönige Antiochus I., Ptolemaeus Philadelphus, Antigonus Gonnatus (von Mazedonien), Magas von Kyrene und Alexander von Epirus erwähnen. Die Lebensdaten dieser sind uns aus der griechischen Geschichte bekannt, so daß sich hieraus auch die Regierungzeit Aschokas (273—232) ergibt. Bereits Buddha selbst fand Gehör und Förderung bei den Königen Bimbisara und Adschataschatru von Magadha und Prasenadschit von Koschala. Wahrscheinlich also hatte seine Lehre in diesem Lande schon lange vor Aschoka Fuß gefaßt, und dieser hatte wenigstens in seinem Reich, in dem er außer Magadha auch die anderen nördlichen Kleinstaaten vereinigte, leichtes Spiel mit der Mission des Buddhismus. Er beschränkte sich allerdings nicht darauf, nur seine Untertanen zum Buddhismus zu bekehren, und betrieb eine rege und großzügige Mission in ganz Indien. Natürlich verfolgte der Großkönig damit auch politische Ziele, denn die Einheitlehre Buddhas dünkte ihn als eine

---

[1]) Die Jahresangaben sind nur als annähernd richtig zu bezeichnen. Buddhas „Nirwana" wird nach Glasenapp auf 480 oder 483 v. d. Ztw. gelegt, nach Westergaard gibt es vierzehn verschiedene Angaben über sein Todesjahr, welche von 2422 bis 546 (oder 544) v. d. Ztw. gehen. Nach neuesten Forschungen scheint die Annahme Glasenapps die richtige zu sein, — falls Siddharta Schakyamuni überhaupt gelebt hatte.

gute Untermauerung und Sicherung seines gewaltsam unter Beseitigung und Ausrottung zahlreicher Kleinkönigsgeschlechter errichteten Einheitstaates, der naturgemäß der damit getroffenen Brahmanenkaste ein Dorn im Auge war. Die buddhistische Lehre eignete sich auch wie keine andere dazu, seinem bunt zusammengewürfelten Reich einen festen Zusammenhalt zu geben. Sie erhob Anspruch auf universale Gültigkeit, lehnte jede gewaltsame Auflehnung ab und bekämpfte die Vorrechte der erblichen Priesterkaste. Dem Volke aber, den niederen Kasten, gab sie als Trost die Versicherung, daß auch der einfachste Mann durch tugendhaftes Tun in dieser und jener Welt das Heil erlangen könne. Wohlgemerkt breitete Priyadarschin, wie der buddhistische Ehrenname Aschokas lautet, erst seine Herrschaft durch siegreiche Feldzüge über die Halbinsel bis Madras im Südosten aus, um dann dieses Großreich von Pataliputra, dem heutigen Patna, aus in Frieden zu regieren.

In Anlehnung an den Dharma baute Aschoka sein Reich als eine Art Wohlfahrtstaat auf, indem er den Grundsatz propagandistisch hervorhob, daß alle seine Untertanen gleicherweise seine Kinder seien. Glasenapp führt diese Einstellung Aschokas auf die niedere Herkunft der Mauryadynastie zurück, die ihre Macht, wie gesagt, durch Beseitigung der Fürsten und kleinen Stammeskönige errichtet hatte.

In Aschokas Reiche herrschte im übrigen völlige Religionfreiheit, d. h. der König unterdrückte alle anderen Bekenntnisse — auch den Brahmanismus — nicht, obgleich er der buddhistischen Mission reichste Mittel zur Verfügung stellte und sie auf jede mögliche Weise förderte. Von diesem nordöstlichen Teile Indiens aus breitete sich der Dharma (das Gesetz, die Lehre) ziemlich rasch nach Westen und Süden der Halbinsel aus. Aschokas Mission trug die Lehre in alle Teile Indiens bis nach Ceylon, dessen Bekehrung eine historische Tatsache ist. In den südindischen Staaten, in dem anscheinend noch damals vorwiegend arischen Reich Gandhara im Nordwesten, das überdies in ausgedehntem Kulturaustausch mit Griechenland stand, und, wie die Überlieferung wissen will, in gewissen Teilen Hinterindiens faßte der Buddhismus Fuß, seine Missionare sollen bis nach China vorgedrungen sein, obgleich dies von der Forschung angezweifelt wird. Fest steht, daß schon damals Kaschmir für Buddhas Lehre erschlossen wurde. Die oben erwähnten Inschriften Aschokas behaupten, daß seine Sendboten sogar an die Höfe der genannten Griechenkönige gekommen waren und dort die Lehre des Erhabenen verkündet hatten.

Aschokas Zeit war die Blütezeit des Buddhismus in Indien. Sein großes Reich zerfiel bald nach seinem Tode, und der König Puschyamitra begünstigte die brahmanische Reaktion, die vor drastischsten Mitteln nicht zurückschreckte, um den gefährlichen Nebenbuhler in Gestalt der heranwachsenden buddhistischen mönchischen Priesterschaft wieder loszuwerden. Immerhin erhielt sich der Buddhismus trotz dieser zeitweiligen Bedrängnis in den Bestandteilen des ehemaligen Reiches des Kaisers Aschoka weiter und kam zu neuer Blüte im Verlauf der folgenden Jahrhunderte.

Der Buddhismus machte in dieser Zeit manch eine sonderbare Wandlung, von der der Gründer dieses philosophischen Systems sicher nicht geträumt hatte. Die Wohltaten Aschokas haben bereits den Keim zum Niedergang der Lehre gelegt. Sie spaltete sich in Tausende von großen und kleinen Sekten und Richtungen, die sich in der Regel zwar nicht machtmäßig bekämpften, jedoch die Einheit der Lehre gründlich zerstörten. Immerhin behielt der Dharma seinen alle diese Splitter einigenden Namen, so daß wenigstens eine Scheineinheit erhalten blieb.

Die Blütezeit des Buddhismus und der damit verbundene Rückgang des Brahmanismus bewirkten aber auch eine gewisse Wiedergeburt des letzteren. Ebenso wie Luthers Reformation eigentlich den damals schon verwesenden Katholizismus zu neuem Leben erweckt hatte, so erwachte auch das satte und sorglose Brahmanentum unter dem Eindruck der Todesgefahr, die Buddhas Lehre vor seine Augen zauberte. Es entstanden auch hier Reformatoren und Eiferer, gründeten neue Sekten der alten Lehre, wobei die Philosophie Gautamas weitgehendst befruchtend wirken konnte. Der Asiate kennt keine religiöse Intoleranz. Das niedere Volk verehrte sicher auch zu Aschokas Zeiten gleichermaßen die alten Götter und buddhistische Heilige. Der Kampf wurde nur von den beiderseitigen Priesterschaften ausgetragen und drehte sich um die Machtpositionen des jeweiligen Gegners im Lande, um den Besitz der Tempel und Klöster, um deren Reichtümer und um den Einfluß bei den weltlichen Machthabern. Immerhin soll die brahmanische Reaktion unter Puschyamitra ziemlich blutig gewesen sein.

Den Tod des Buddhismus in Indien brachten jedoch nicht diese mehr oder weniger grausamen Verfolgungen. Ihn verschuldete in erster Linie die Entwicklung des Buddhismus selbst. Nachdem der Orden Buddhas im Laufe der Zeit immer mehr verweltlichte, den Grundsatz des Verzichtes auf den Besitz und der Heimatlosigkeit aufgab und sich in prächtigen und mit reichen Liegenschaften ausgestatteten „Viharas", Klöstern, niederließ, wandelte sich auch die Lehre selbst. Zwar beherrschte die Gestalt Gautama Buddhas immer noch den Dharma, wurde jedoch immer mehr von einem Legendenkranz umgeben und zu einer Art Gott umgewandelt, dem unvorstellbare Wundertaten und göttliche Allmacht zugeschrieben wurden. Mythen aus dem Krischnazyklus dienten dabei zweifellos als Vorbild, wenn auch Buddhas Gestalt immerhin zunächst davor bewahrt blieb, vielarmig und vielköpfig dargestellt zu werden. Die ersten Darstellungen Gautamas waren nur symbolisch. Man bildete den Erhabenen in der Gestalt des Gesetzesrades und dergleichen ab. Allmählich traten auch figürliche Darstellungen hinzu, die gerade in dieser ältesten Zeit starken Einfluß hellenistischer Kunst verrieten. Nicht umsonst war der Pandschab lange Zeit unter griechischer Herrschaft gewesen und stand Gandhara in engster Beziehung mit der griechischen Welt. Allmählich erst bildete sich das heute allen geläufige Buddhabildnis heraus, das ausgesprochen mongolisch-asiatische Züge trägt.

Die Lehre selbst spaltete sich in tausend Sekten und Richtungen, die alle hier anzuführen unmöglich ist. Die zwei Hauptzweige des Buddhismus, Hinayana und Mahayana, seien nur erwähnt, die all die zahllosen Einzelerscheinungen des Systems in zwei große Gruppen scheiden. Die erstere Gruppe ist bestrebt, die alte Lehre des Gautama Buddha in ihrer bestmöglichen Echtheit zu erhalten und zu pflegen. Sie ist im Norden Indiens, an der Stätte des Wirkens des Buddha entstanden und trägt darum die Bezeichnung „nördlicher Buddhismus", obgleich sie heute ihren Mittelpunkt gerade im äußersten Süden Indiens, auf Ceylon und in Hinterindien hat. Das ist sozusagen der „esoterische" Buddhismus, und der Name Hinayana bedeutet etwa „das kleine Fahrzeug", wohl in Anbetracht dessen, daß er sich gleichsam nur an Auserwählte wendet. Mahayana, das „große Fahrzeug", ist die der abergläubigen Masse des Volkes angepaßte Abart und entstand in Südindien, beherrscht jedoch heute außerindische Missionländer des Buddhismus, die ostasiatischen Länder Annam, China, Korea, Japan und neuerdings auch Hawaii im Stillen Ozean. Der dritte Zweig des Buddhismus, der zugleich auch den geistigen und organisatorischen Mittelpunkt dieser Weltreligion trägt, ist der tibetanische Lamaismus, der sich außer Tibet auch über die Mongolei, einen Teil von China und die Himalaya-Länder erstreckt. Der Lamaismus steht der Mahayana-Richtung am nächsten, wenigstens in seiner „exoterischen" Fassung, die den Fremden beim Studium des Ostens besonders beeindruckt. Welchen Glauben die Spitzen der buddhistischen Priesterkasten haben, weiß man allerdings nicht, da die Esoterik innerhalb dieser in undurchdringliche Mysterien gehüllten geheimen Weltleitung förmlich auf die Spitze getrieben wird. Nach außen hin treten die lamaistischen Oberpriester jedenfalls in dem bizarren und grotesken Rahmen des lamaistischen Rituals[2]) auf.

Um auf die Geschichte des Buddhismus in Indien zurückzukommen, diese Lehre erlebte eine neue Blüte unter dem indo-skythischen[3]) Kaiser Kanischka im ersten oder zweiten Jahrhundert nach der Zeitwende. Die buddhistische Überlieferung will wissen, daß dieser Kaiser, dessen Reich sich über Ostturkistan und Afghanistan, über Kaschmir und einen großen Teil von Nordindien erstreckte, zunächst ein Gegner des Buddhismus gewesen, dann aber, gegen Ende seines Lebens, dessen eifriger Bekenner geworden war. Tatsache ist, daß seine Münzen Abbildungen der verschiedenartigsten Götter tragen: Helios, Selene und Herakles (griechisch), Schiva (hinduistisch), ferner iranischer Gottheiten und endlich — des Buddha. Es kann allerdings auch möglich sein, daß Kanischka nach

---

[2]) Ich verweise hierüber auf meine Schrift „Vom Dach der Welt", wo ich mich näher mit diesen Fragen beschäftige.

[3]) Die Indoskythen, auch Saken genannt, durch die westwärtige Bewegung der Hiung-nu (Hunnen?) in das ehemalige Baktrien verschoben, bildeten ein großes Reich in Kaschmir, im Industal und in Afghanistan.

indischem Muster alle diese Gottheiten gleichzeitig verehrte, ohne der einen davon irgendeinen Vorrang zu geben.

Zu Kanischkas Zeiten soll in Dschalandhara in Kaschmir ein Konzil der buddhistischen Kirchenväter stattgefunden haben, auf dem zum ersten Male in der Geschichte Vertreter der Mahayana-Richtung teilgenommen haben, die von dieser Zeit an sich auszubreiten begann.

Nach dieser letzten Blüte in Indien verlagerte sich der Schwerpunkt der Lehre nach Ostasien und Hinterindien. Der Brahmanismus schwang sich in der Todesgefahr zu einer gewaltigen Anstrengung auf. Man erinnerte sich der Lehren Krischnas von der wahllosen Nächstenliebe und schob sie mehr in den Vordergrund. Man suchte die Unwissenheit der Brahmanenkaste zu beseitigen und gründete eine ganze Reihe religionphilosophischer Schulen. Es entstanden neue, frischere und lebendigere Richtungen, geführt von tat- und wortgewaltigen Lehrern. Damals wurde der Keim der heutigen Vedantaphilosophie gelegt. Ja, man verschmähte nicht, manch einen Gedanken Buddhas mit in die brahmanische Theologie zu übernehmen. Kurz, als Folge der Ausbreitung des Buddhismus erblühte eine Art brahmanischer Renaissance, und da es den Brahmanen gelungen war, nach und nach die alte Machtposition bei den Landesfürsten zurückzuerobern, so starb inmitten der Duldsamkeit der Bevölkerung der Buddhismus auf indischem Boden sang- und klanglos. Nur auf Ceylon erhielt er sich noch. Die Viharas und Stupas der Blütezeit, verlassen und vergessen, blieben als gewaltige, der Zeit trotzende Zeugen der Vergangenheit.

In den letzten fünfzig Jahren jedoch macht sich das Streben immer mehr bemerkbar, einen Zusammenschluß der beiden großen Zweige des Hinduismus herbeizuführen, um auch sie in die „Synthese aller Geisteskultur" einzugliedern, die der geheimen asiatischen Weltleitung als künftige Weltreligion vorschwebt. Ich widmete dieser Frage eine besondere Arbeit, die Schrift „Vom Dach der Welt", auf die ich diejenigen verweisen muß, die sich dafür interessieren. In der Folge wird die „Synthese" nur kurz behandelt werden können.

Die grüne Fahne des Propheten über Indien

Im Jahre 709 nach der Zeitwende trat das Ereignis ein, dessen Auswirkungen heute den Engländern die Herrschaft über ein Land von über 300 000 000 Einwohner mit lächerlich geringen Machtmitteln zu erhalten ermöglichen. Von Persien her drangen in die nordwestliche Landschaft Indiens, Sind, die ersten Heere des streitbaren Islams ein.

Die noch junge Religion war damals mit der angriffslustigen Dynamik getränkt, die den unwissenden, bettelarmen Nomaden der unwirtlichen, sonnenversengten arabischen Wüste die Kraft gab, in unvorstellbar kurzer Zeit mächtige Reiche niederzuwerfen, zu erobern und zu beherrschen, der die durch das artfremde Christentum und herrschsüchtige römische Klerisei entmannten Westgoten der iberischen Halbinsel schmählich unterlegen waren, vor der sich die noch in höherem Maße als die Inder arischen Perser beugten. Indien bot damals ein buntes Bild kleiner und großer, einander befehdender Staaten ohne eine Zentralregierung, erstarrt in der toten Kastenordnung Manus und von einer geld- und machtgierigen und in ihrer Masse — trotz den vielen religiösen und philosophischen Schulen — unwissenden und kurzsichtigen Brahmanenkaste beherrscht. Durch die sich in den letzten Jahrhunderten wiederholenden Einfälle fremder Eroberer gebrandschatzt und geschwächt, wäre Indien nicht in der Lage gewesen, dem kriegerischen Ansturm der Moslem einen auch nur ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen. Es ist unerfindlich, welche Gründe die siegreichen Vorkämpfer des Islams veranlaßten, sich zunächst mit der Eroberung des vielgeprüften Industales zu begnügen und nicht weiter vorzurücken.

Es waren nicht ausschließlich Araber und Beduinen, die diesem in Sind eingefallenen muselmannischen Heere angehörten. Es haben auch neubekehrte Perser, z. T. arischen Blutes, ferner türkische Stämme Zentralasiens an dem Feldzug teilgenommen, die sich rassisch von der Bevölkerung Nordindiens nicht zu sehr unterschieden. Immerhin scheint dieses Heer zahlenmäßig nicht sehr stark gewesen zu sein, denn erst im Jahre 1000 gelang es den Moslemin, ganz Pandschab, also das, was Alexander und die Diadochen in wenigen Jahren unterworfen und die Indo-Skythen und Ephthaliten (siehe unten) in kurzen Feldzügen gebrandschatzt hatten, zu erobern. Inzwischen aber ward Afghanistan von

der Lehre des Propheten „erleuchtet", und von dort aus erschien im Jahre 1001 über den Chaiberpaß der Sultan Mahmud, ein Nachkomme eines emporgekommenen Sklaven türkischer Abstammung, mit einem großen Heere in Indien. Die folgenden acht Jahre waren in der Geschichte Indiens, das schon allerlei in dieser Beziehung gewohnt war, die blutigsten und furchtbarsten. In siebzehn Feldzügen verwüstete der Sultan entsetzlich namentlich den Norden des Landes. Die Moslemin begnügten sich jedoch nicht mit der Brandschatzung und Ausplünderung des Landes, sondern ließen sich dort nieder. Delhi wurde der Mittelpunkt des neuen Großreiches, das sich allmählich ausdehnte. Immer mehr indische Fürsten wurden unterworfen oder zu einem „freiwilligen" Anschluß gezwungen. Die Moslemin legten keinen Wert auf die Bekehrung der eingeborenen Bevölkerung. Sie forderten nur, daß die unterworfenen Länder von Männern regiert wurden, die dem Islam angehörten. Die übrige Bevölkerung zahlte die „Ungläubigensteuer" und durfte sonst ihrer Beschäftigung nachgehen. Die Eroberer kamen ohne Frauen ins Land. Sie nahmen sich eingeborene Mädchen und beschleunigten so den Prozeß ihrer rassischen Angleichung an die Eingeborenen. Die Staatssprache erlebte ebenfalls eine Umwandlung, die die Zähigkeit indischer Kultur beweist. Das zuerst natürlich vorherrschende Arabisch wurde bald durch das Persisch ersetzt und später, mit der fortschreitenden Seßhaftwerdung der Eroberer, durch eine sprachliche Neubildung, das Urdu. Diese Sprache ist im wesentlichen ein stark mit fremden Bestandteilen vermischtes Hindi und gehört somit zur Sprachgruppe des Hindustani. Geschrieben wird es allerdings nicht mit Sanskritzeichen, sondern wie das Persische. Es ist heute eine der im Norden Indiens verbreitetsten Sprachen und wird mehr und mehr als indische Einheitsprache schlechthin propagiert.

Als ausgesprochene Gegner bildhafter Darstellung des Göttlichen — der Islam verbietet selbst Menschen darzustellen — hatten die Moslem den Bauwerken der Hindu lediglich starken Abscheu entgegengebracht. Indische Tempel mit ihrem überreichen ornamentalen Schmuck, der die Götter in allerlei Stellungen und Gestalten darstellte, waren für sie Stätten finstersten Götzendienstes, und es erschien ihnen verdienstvoll, diese grauenhaften steingewordenen Übertretungen des Gesetzes des Propheten zu zerstören. Sie rissen nun eine ganze Reihe solcher Monumentalbauten nieder und verwendeten das Material davon für ihre ersten Moscheen. Zum Hohn brachten sie solche heiligen Steine der Hindus als Schwellen ihrer Gebethäuser an, um sie symbolisch und buchstäblich mit den Füßen treten zu können.

Die eingeborene Bevölkerung wurde nach den Feldzügen Mahmuds und nach der Befriedung des eroberten Landes im allgemeinen in Ruhe gelassen. Sie bereitete den Eroberern allerdings auch keine Schwierigkeiten. Mit Ausnahme der Kschatriya-Kaste hatte sie keine Pflicht, ja auch kein Recht, aktiv an der Verteidigung des Landes tätig zu sein. Ihr war ja der Gebrauch von Waffen untersagt. Und so ertrug sie mit Ge-

duld und vielleicht von mystischem Grauen vor der Gottlosigkeit der Tempelstürmer geschüttelt ihr Los und ging ruhig ihrer gewohnten Beschäftigung nach. Das Sklavendasein, welches ihr durch die Gesetzgebung der Eroberer bereitet wurde, unterschied sich ja nicht wesentlich von dem Dasein, das die unteren Kasten und die „Unberührbaren" in der Kastenordnung vor der Eroberung hatten. Auch damals waren sie rechtlos und ein geduldiges Ausbeutungobjekt der Willkür von Priestern und Fürsten. Was bedeutete es für sie, daß das neue Strafrecht den Unterworfenen jedes Zeugnisrecht gegen einen Moslem verweigerte, der erst auf das Zeugnis zweier Glaubensgenossen verurteilt werden konnte? Das neue Recht hatte gerade für die niederen Kasten sogar einen Vorteil, weil in Strafprozessen gegen Hindus, gleich welcher Kaste, ihr Zeugnis voll galt.

Überhaupt verführte die Gleichheitlehre des Islam, der jegliche Standes- und Kastenunterschiede verwarf, viele Inder zum Übertritt zur Lehre des Propheten. Wiederum konnten die Moslemin auf die Hilfe der Unterworfenen als Dolmetscher und Schreiber, als Handwerker und Bauern nicht verzichten. Die gewaltige Übermacht der Eroberten an Zahl machte eine restlose Ausrottung der „Götzenanbeter" nicht möglich. Bei weiterer Ausdehnung des Reiches über die Halbinsel bildete die Rassenmischung mit den Drawidas eine weitere Gefahr. Außerdem verweichlichte die üppige Umgebung und das bequeme Wohlleben die ehedem so fanatischen und aktiven Krieger des Propheten, und auch an ihnen drohte sich das Schicksal der Arier zu erfüllen: sie versanken immer tiefer in den zähen Brei des Hinduismus. Die harte und primitive Lehre des Islam schien in der unsagbar komplizierten und weichen Umgebung Indiens nicht am Platze. Die Mischehen trugen das ihre dazu bei. Es entstanden bereits vom Hinduismus angesteckte Islamsekten, das von der sunnitischen Hauptrichtung verabscheute Schiiten-Schisma fand hie und da ganze Gruppen von Anhänger, die natürlich sofort eine politische Tätigkeit entwickelten und nach Unabhängigkeit von dem sunnitischen Sultanat in Delhi strebten. Innerhalb der bereits mischblütigen Erobererschicht entstanden mystische Mönchsorden nach indischem Vorbild, die natürlich einen ganz anderen Islam predigten und lebten als die orthodoxen Richtungen. Ob der Sufismus in Indien entstand, vermag ich nicht zu entscheiden.

Selbst in dem Sultanat machten sich Einflüsse der Umgebung bemerkbar. Eine Türkensklavendynastie wechselte die andere unter Mord und Blutvergießen ab. Aufstände, wie der 1030 erfolgte Dschataufstand, loderten auf. Außerhalb der Grenzen Indiens machten die Gläubigen den Sultanen von Delhi den Vorwurf, die Lehre des Propheten wäre von ihnen zu lasch und zu leicht genommen. Nachdem die Türken in Mittelasien zum Islam übergetreten waren und auch die Reste der dort ansässigen Mongolen diesem Beispiel gefolgt waren — die Mongolensturmflut des Dschingis-Chan und seiner Nachfolger brandete an Indiens Grenzen vorüber —, übernahmen diese Neubekehrten die Tradition der erlahmen-

den Araber. Timur-Lenk, eine „fromme Bestie", wie ihn Filchner nennt, ein angeblich von Dschingis-Chan abstammender Abenteurer, der sich zunächst zum Emir von Samarkand gemacht hatte und den Plan faßte, das Imperium Dschingis-Chans wieder aufzurichten, fiel mit einem türkisch-mongolischen Heer über das indische Sultanat her und verwüstete gründlich und mit unbeschreiblicher Grausamkeit das Pandschab. Anderweitige ähnliche Aufgaben riefen dann den mißglückten Nachahmer Dschingis-Chans wieder nach Norden, um einige Jahre später — 1405 — mit seinem Tode das Ende seines Werkes einzuleiten.

In Indien blieb eine Reihe selbständiger, sich auf das heftigste gegenseitig bekriegender Moslemstaaten zurück. Nach etwa fünfzig Jahren Bruderkrieg setzte ein neuer Eroberer von außen den Wirren ein Ende. Von Afghanistan aus drang ein Lodi genannter Stamm — vermutlich nicht ohne arisch-iranischen Einschlag — in Indien ein und errichtete für eine kurze Zeitspanne ein neues Großreich.

Von Samarkand her wurde gegen Anfang des 16. Jahrhunderts ein kleiner Turkmenenhäuptling namens Mirsa Sahir-ad-din-Mohammed, genannt Baber, „der Tiger", ein Nachkomme Timurs und Dschingis-Chans, vertrieben und war gezwungen, nach Afghanistan zu fliehen. Dort setzte er sich durch plötzlichen Handstreich in die Gewlat von Kabul. Dies war schon ein Einbruch in das Gebiet des damaligen Sultans von Delhi, doch dieser ließ es unverständlicherweise geschehen. Inzwischen sammelte der tüchtige Baber ein gut geschultes und tüchtiges Heer von etwa 25 000 Mann mit Kanonen und begann auf seine Rechte als Nachkomme Timur-Lenks zu pochen. Er erhob Anspruch auf das Pandschab. Der Sultan von Delhi sah tatenlos zu, wie Baber dieses vielgeprüfte Stück Land auch besetzte. Endlich, als die Türken, die fälschlich Moguln oder Mughals, was Mongolen bedeutet, genannt wurden — sie waren keine Mongolen, sondern vorderasiatisch mit mongolischem Einschlag —, bereits unweit Delhi standen, trat der Lodi-Sultan den Eindringlingen entgegen und es kam zu einer Schlacht unweit Panipat (1526), in der Baber die viermal überlegene und mit Kriegselephanten ausgerüstete Armee des Sultans entscheidend schlug und in der Folge sein Reich eroberte. Bis zu seinem Tode im Jahre 1530 — oder nach anderen Angaben 1556 — erstreckte sich seine Herrschaft jedoch außer Afghanistan nur über Sind, Pandschab und Bengalen. Sein Sohn Humayun und namentlich sein Enkel Akbar vergrößerten ihr Gebiet dermaßen, daß der Großenkel des letzteren, Aurungzeb, ein Reich übernehmen konnte, das sich über die ganze Halbinsel erstreckte.

Die Zeit der „Mogul-Dynastie" war die Zeit des größten äußeren Glanzes Indiens. In dieser Reihe von sechs einander beerbenden Kaiser tritt besonders Mohammed Dschelal-ed-din Akbar hervor, der von 1556 bis 1605 regierte. Nach Aschoka war er zweifellos der größte Monarch Indiens. Vieles von seinen Maßnahmen zu Festigung und Ordnung der Verhältnisse in Indien blieb bis auf den heutigen Tag erhalten. Die

Briten übernahmen nicht nur den Mogul-Titel „Kaisar-i-Hind" für ihren König als Kaiser von Indien, sondern auch vieles aus Akbars Gesetzgebung. Er war der erste indische Nationalist, der sich bewußt über die Schranken von Kasten und Religionen setzte, um fähige Männer für den öffentlichen Dienst zu gewinnen. Er führte in seinem Reich eine vollkommene Duldung aller Religionen und religiösen Richtungen ein. Dr. Emil Schmidt schildert ihn in begeisterten Worten als einen tapferen, tüchtigen und dabei bescheidenen Feldherrn, der größte Schonung den Besiegten gegenüber an den Tag legte, dessen Hauptverdienst und Hauptfähigkeiten jedoch in dem Werk des Friedens und der Organisation gelegen haben.

Das bemerkenswerteste an diesem Mogul Akbar war jedoch sein Versuch, eine Synthese der indischen Religionen zu schaffen, da er sich dessen bewußt war, daß die Zerrissenheit des Volkes in Glaubensdingen den Bestand des Reiches in erster Linie gefährdete. Er selbst war als strenger Sunnit erzogen, und es war eine gewaltige geistige Revolution für einen Mohammedaner, wenn er die durch den Propheten geheiligte Formel der Gottesanrufung: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet", in: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und der Kaiser ist sein Stellvertreter", änderte. Er sah darin ein alle Religionen Indiens einigendes Bekenntnis, denn es verstieß, streng genommen, gegen keine. Allah bedeutet einfach „Gott", und an eine oberste Gottheit glauben ja alle — oder fast alle — indischen Sekten und Religionen, mochten sie diese Gottheit so oder so auffassen. Akbar ging aber noch weiter. Er ließ für den neuen einigenden Glauben ein neues Ritual ausarbeiten, das er von den persischen Zoroastergläubigen (Parsen) entlieh. Kurz, er unternahm im wesentlichen dasselbe, was die heutige japanische Regierung mit ihrem Versuch, im Schintoglauben und im Schintokult eine Art staatliche „Dachreligion" für alle in Japan bestehenden Glaubenslehren zu schaffen, zu erreichen sucht.

Der Kaiser Akbar scheiterte, weil er einfach scheitern mußte. Die unvorstellbare Buntheit des Hinduismus und des Buddhismus, die einander widersprechende Lehrmeinungen friedlich unter einem Dach vereinen können, ist Ausfluß der Mannigfaltigkeit Indiens in rassischer Hinsicht. Obgleich es sich dabei stets um Religionen, also niemals um eine Gotterkenntnis handelt, können sich z. B. arisch — also immerhin nordisch — bedingte Volksschichten niemals mit einem Glauben zufrieden geben, der, sagen wir, den ausgesprochen asiatischen, beziehungweise negroiden Drawiden oder irgendwelchen Zwergen aus den dichtesten tropischen Dschungeln zusagt. Für jede Rassenmischung und für jeden Stamm gibt es in Indien eine Religion, und sie alle tragen den Namen Hinduismus, falls sie die Göttlichkeit der Kastenordnung anerkennen oder wenigstens den Veda nicht ablehnen. Eine „Dachreligion", die enger wäre als der bloße Name Hinduismus — der übrigens nur in Disputationen von Priestern, Mönchen und Philosophen sowie in den amtlichen Statistiken existiert — ist für Indien unmöglich.

Dies verkannte Akbar — kein Wunder übrigens, denn unsere heutigen hochgebildeten Theologen, und nicht nur solche, sondern auch Professoren von anderen Fakultäten, verkennen die Unmöglichkeit, ja, die Tödlichkeit einer Weltreligion ja ebenso — und darum zerfiel sein Werk, sobald er starb. Der Engländer und Deutschenhasser H. G. Wells widmet seinem Andenken folgende Zeilen, die seinen Landsleuten wenig schmeichelhaft sind. Wells stellt fest[1]), daß Akbar zwar kein Volksbildungprogramm für Indien aufgestellt, dafür aber eine Anzahl Hindu- und Moslemschulen gegründet habe, und fügt hinzu: „Er wußte weniger und tat mehr für Indien in dieser Beziehung als die Briten, die nach ihm folgten. Manche von den britischen Vizekönigen äfften seinen Pomp, seine kostbaren Zelte, seine Palastbauten und seine Staatselefanten nach, doch keiner von ihnen übertraf genügend den politischen Ausblick dieses mittelalterlichen Turkmenen, um die Volksbildung zu erreichen, die eine absolute Notwendigkeit für Indien ist, bevor es eine würdige Rolle in der Gemeinschaft der Menschen spielen kann."

Der Sohn Akbars, Dschehangir, folgte noch dem Beispiel seines Vaters, jedoch bereits nach seinem Tode brachte der Enkel des großen aber unglücklichen Reformators, Schah Dschehan (1628—1658), der Erbauer des wundervollen Palastes in Delhi und des berühmten Mausoleums Tadsch Mahal in Agra, eine mohammedanische Reaktion zum Durchbruch, die den Indern viel Blut kostete. Die Verfolgungen der Ungläubigen unter ihm waren schlimmer als je zuvor in der Geschichte der Mogul-Dynastie.

Schah Dschehan folgte sein Sohn Aurungzeb auf dem Thron, der ein fanatischer Sunnit war und es mit der Beobachtung des Ritus äußerst genau nahm. Die von seinem Vater entfachte Reaktion genügte ihm nicht. Da sein Bruder Dara Schikoh Neigungen zum Hinduismus verriet, ließ ihn Aurungzeb kurzerhand ermorden, bei dieser günstigen Gelegenheit aber auch die übrigen Brüder, und sperrte sicherheithalber seinen Vater, den Sultan Schah Dschehan, in der Festung Agra ein. Wahrscheinlich hatte bei dieser Palastrevolution die beschränkte und fanatische mohammedanische Geistlichkeit ihre Hand im Spiel, obgleich vor der Geschichte natürlich der entartete Sohn und Bruder Aurungzeb als Verantwortlicher hingestellt wird. Aber so sind eben die Methoden der Priesterschaft — und der Freimaurerei, wie aller Geheimbünde, die bei solchen Gelegenheiten stets bescheiden im Hintergrunde bleiben.

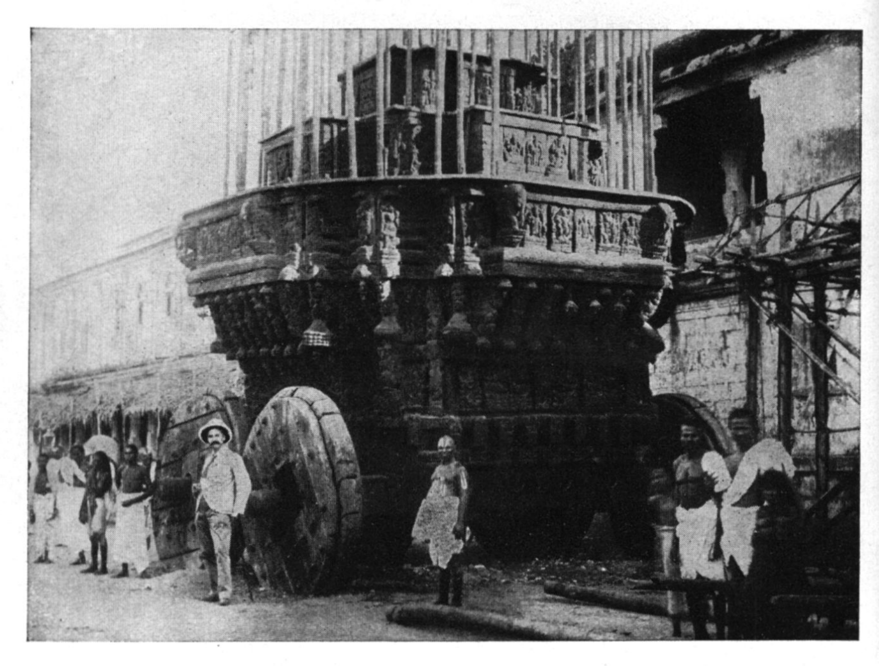
Aurungzeb führte die von Akbar abgeschaffte Dschazija, die Ungläubigensteuer, wieder ein, wodurch natürlich auch die unteren indischen Kasten verbittert wurden, namentlich die dritte Kaste der in den Städten als Händler inzwischen zum Wohlstand und Reichtum gekommenen Vaischias. Die Ende des 15. Jahrhunderts gegründete mächtige und fanatische hinduistisch-muhammedanische Sekte der Sikhs stieß er ab durch

[1]) „The Outline of History".



Die indische Bauweise zeichnet sich durch Überladenheit mit Einzelheiten und übergroßem Reichtum an figürlichen Verzierungen aus

(Siehe Abschnitt „Warum Indien?", Seite 5—7)



Der große Dschaggernaut-Wagen des Madura-Tempels in Südindien. Wenn dieser Wagen durch die Straßen gezogen wird, werfen sich oft Eingeborene vor seine Räder, um sich von diesen zermalmen zu lassen in dem Glauben, daß sie dadurch zur Seligkeit eingehen und als Heilige verehrt werden

Ein Augenzeuge, Dr. Buchanan, beschreibt den Auftritt so: „Das Idol des Gottes thronte auf einem sechzig Fuß hohen Wagen, dessen Räder unter ihrer schweren Last tief in den Boden einschnitten. An sechs Seilen von der Dicke und Länge eines Ankertaus zogen Tausende von Männern, Weibern und Kindern den Wagen. Auf demselben befanden sich Priester und Tempeldiener, welche, etwa 120 an der Zahl, den Thron des Götzen umgaben. Das Idol ist ein Holzblock mit schwarzbemaltem Gesicht und weitaufgesperrtem Mund. Seine Waffen sind golden und ein prachtvolles Gewand hüllt seine Glieder ein. Fünf Elephanten mit wehenden Fahnen, carmoisinroten Schabraken und Glocken am Halse schreiten voran. Je nach einigen Minuten hält der von der Menge mit Freudengeschrei vorwärts gezogene Wagen wieder an. Dann bietet sich ein Pilger zum Opfer an. Mit vorgestreckten Armen legt er sich vor den Wagen und die Menge umwandelt ihn singend, bis die Räder über ihn hinweggehen und ihn zerquetschen."

die Hinrichtung ihres Oberhauptes, so daß der militärisch fest zusammengefügte Staat der Sikhs im Pandschab sich gegen den Kaiser stellte. Die Brahmanenkaste wurde ebenfalls von Aurungzeb hart getroffen, der viele Hindutempel in Moscheen verwandelte. Die Staatsbeamten endlich, die nicht dem Islam angehörten, wurden hart zum Glaubenswechsel gedrängt.

So war es nicht verwunderlich, daß gegen Ende der Regierungzeit des finsteren Fanatikers sein ursprünglich über die ganze Halbinsel ausgedehntes Reich ins Wanken geriet. Bis auf die im übrigen bereits verweichlichte und entnervte Schicht der mohammedanischen Eroberer fand sich niemand, der sich mit ganzem Herzen für den Kaiser einsetzte. Als die Maratthas, ein Ackerbauer- und Händlervolk im Südwesten des Landes, unter der Führung von Schiwadschi sich zu einer Macht in Indien aufschwangen und ihr Herrschaftgebiet auch nach Norden ausdehnten, versagten die Truppen Aurungzebs. Schiwadschi schlug sie in mehreren Schlachten.

Nach dem Tode Aurungzebs, der von 1658 bis 1707 regierte, verfiel die Mogulen-Dynastie. Zwar galt der Kaisar-i-Hind in Delhi dem Namen nach noch als Oberherr Indiens, seine tatsächliche Gewalt reichte lediglich bis in die nächste Umgebung der Hauptstadt hin. Mit Ausnahme des Gebietes des Nisams von Haiderabad im Südosten beherrschten die Maratthen den südlichen Teil des Landes. Hier herrschte wieder der Hinduismus, und auch in dem im Nordwesten benachbarten Radschputana, wo in Bhurthbur und Dschaipur mächtige Radschput-Fürsten regierten, verschwand der Islam. In Oudh südöstlich von Delhi bildete sich ein unabhängiges schiitisches Königreich mit der Hauptstadt in Lacknau (Lucknow), während im Osten davon Bengalen ein selbständiges mohammedanisches Reich war. Im Pandschab erstarkte das Reich der Sikh, deren Augen sich auf Sindh richteten.

Dazu kam ein erneuter Einbruch vom Nordwesten, aus Afghanistan, der die Zentralgewalt vollends ins Wanken brachte. Nadir Schah, ein turkmenischer Herrscher von Persien, unterwarf sich Afghanistan und Beludschistan, brach im Jahre 1738 über den Chaiberpaß in das Pandschab ein, schlug alle ihm entgegengesandten Heere des Großmoguls, eroberte und zerstörte Dehli und brandschatzte den Norden des Landes so gewaltig, daß innerhalb der folgenden zwanzig Jahre nicht weniger als sechs weitere Raubzüge von Afghanistan aus ungestraft vorgenommen werden konnten. Nach dem Tode Nadir Schahs wurde Afghanistan nämlich selbständig und plünderte daraufhin sozusagen auf eigene Rechnung.

Die Maratthen suchten ihre Herrschaft auch über den Rest von Indien auszudehnen. 1760 nahmen sie Delhi ein, wurden jedoch bald darauf von dem Emir von Afghanistan Ahmad Schah Durani vertrieben. Ihr Plan, ein indisches Indien, scheiterte. Zu sehr hat das Kastensystem das indische Volk zerklüftet, und die vielen einander meist entgegengesetzten Rassen begünstigten noch die Sonderpolitik der zahllosen Gaue, Pro-

vinzen und Kleinstaaten. Vor allem aber hatten die Rassenmischung und die Religion die indischen Völker dermaßen entnervt und vergiftet, daß ein einheitlicher Impuls nicht mehr zu erzielen war. Das Maratthenreich zerfiel bald in eine Reihe Kleinstaaten, die auch heute noch ihr Dasein unter dem britischen Joch fristen: Gwalior, Indore, Baroda usw. Darüber aber saßen die Großmogule von Delhi als prunkvolle und machtlose Scheinherrscher.

So endete die Vorherrschaft des Islams über Indien. Denn kurze Zeit später traten die Briten die Moslemerbschaft der Mogule an. Bevor wir jedoch die Berührung Indiens mit dem europäischen Christentum betrachten, wollen wir einen Blick auf seine rassenmäßige Zusammensetzung und sein religiöses Leben tun.

Das Völker- und Rassenchaos in Indien

Als die alten Arier über den Himalaya nach dem Pandschab und in das Industal kamen, war die riesige Halbinsel bereits von einer ganzen Reihe von Völkern und Rassen besiedelt. Kulturell am höchsten standen damals in Indien die Drawida- und die Tamulivölker, die bereits eine — allerdings schachtgläubige, vor Dämonenfurcht und orgiastischen Kulten strotzende — Religion besaßen, vielmehr eine ganze Reihe von Religionen, da staatliche Einheit all der kleinen Stämme und Völkerschaften nie bestanden hat. Diese Völker gehörten einer dunklen. kraushaarigen Rasse an, die als negroid angesprochen werden mußte und allem Anschein nach wenigstens teilweise im Matriarchat lebte. Außerdem gab es in den Dschungeln noch kleinere Völkerschaften, deren Rassezugehörigkeit noch nicht festgestellt werden konnte, zum Teil zwergenhafte Stämme, deren Züge an die südamerikanischen Indianer erinnern.

In diesen bereits damals recht bunten Kranz von Rassen schoben sich nun die Eroberer aus dem Norden hinein und ließen sich als dünne herrschende Schicht zwischen all den Fremdstämmigen nieder. Daß bei dem Fehlen jeglichen Wissens über die Gefahr der Rassenmischung dieser nicht gleich gesteuert wurde, ist nicht weiter verwunderlich. Die Gesetzgebung Manus, deren Alter auf etwa 4000 Jahre geschätzt wird, kam zu spät, um die nordische Rasse noch rein erhalten zu können. Außerdem hat es damals in Indien noch kein einigendes Großreich gegeben, das diese Gesetzgebung für die gesamte Halbinsel gleichzeitig hätte einführen können. Die Arier herrschten ja um diese Zeit vorwiegend in Nord- und Mittelindien, mit Ausnahme von Dekhan, während die südlichen und südöstlichen Teile des Landes noch unter Drawidaherrschaft waren. So vermochte Manus Gesetz zwar die weitere Vermischung der Rassen aufzuhalten, jedoch die helle nordische Rasse der herrschenden Kasten nicht mehr wieder rein zu machen.

Es ist möglich, daß mit dem Einfall der Saken eine neue, wenn auch entschieden keine bedeutende Welle nordischen Blutes nach Indien kam, wie auch die persische und die griechisch-mazedonische Herrschaftperioden wenigstens in Nordindien Spuren auch in rassischer Hinsicht hinterlassen hatten. Es steht jedenfalls fest, daß namentlich in Nordindien und in den angrenzenden Ländern Beludschistan, Afghanistan, Kafiristan usw. der

blonde, beziehungweise rothaarige und blauäugige Typ keine Seltenheit ist. Für einen Afghanen oder einen Pathan ist die Bezeichnung „schwarzer Mann" heute noch die tödlichste Beleidigung.

Türkische, also vorwiegend vorderasiatische Völkerschaften, mehr oder weniger mit mongolischem Blut gemischt, drangen des öfteren in Indien ein. Sowohl die Saken (Indoskythen), wie die sogenannten Ephthaliten waren vorderasiatisch, letztere, wie unten angeführt, sogar ausgesprochen hettitischen — heute würde man sagen, jüdischen oder armenischen — Aussehens. Die Heere der Moslemin brachten immer neue Wellen vorderasiatischen Blutes namentlich nach Nordindien. Es gibt heute zahlreiche Radschageschlechter, die von diesen Eroberern abstammen.

Im Himalaya saßen wohl schon zu dieser Zeit zahlreiche kleine mongolische Völkerstämme, die z. T. im Matriarchat lebten — und heute noch leben. Ob damals schon der Zufluß mongoloiden Blutes nach Birma und über dieses nach Indien erfolgt war, steht nicht fest.

Obgleich der erste bekannte chinesische Reisende Fa-hsien als buddhistischen Pilger erst 400 n. d. Ztw. Indien bereiste, waren chinesische Kaufleute zweifellos schon viel früher dort gewesen und hatten sich vermutlich in den Mittelpunkten des indischen Handels auch niedergelassen. Von Fa-hsien und von den beiden anderen chinesischen buddhistischen Pilgern Hsüan-tsang (629—645) und I-ching (671—695) besitzen wir ausführliche, allerdings mit zahllosen Legenden, Mythen und Märchen verbrämte Berichte über ihre Reisen, die manch einen Einblick in das Volksleben Indiens dieser Zeit gestatten.

Nach indischen Quellen bestand bereits vor der Zeitwende eine lebhafte Handesverbindung zwischen Indien und den Juden. Hinweise darauf sollen auch in der jüdischen Literatur enthalten sein, z. B. bei Philo und bei Josephus Flavius. Ein im nördlichen Kleinasien (Boghaz Köi) aufgefundener Vertragstext aus der Zeit um 1400 v. d. Ztw. in Keilschrift ruft zum Zeugnis seiner Unverbrüchlichkeit die indischen Aditya-Götter Varuna, Indra und Aryaman auf. Der Vertrag wurde zwischen semitischen und indischen Kaufleuten abgeschlossen. S. A. Hassan Meerza schreibt in seiner Schrift „Weltwirtschafts-Renaissance", daß im Amarnaarchiv viele Briefe aufbewahrt seien, die „intime, liebe- und verständnisvolle Beziehungen" zwischen Juden und Indern belegen. Besonders während der Zeit der Maurya-Dynastie (siehe oben) blühten diese Beziehungen. Die In- und Ausfuhr sogar Chinas und Japans war damals in der Hand der Juden, und selbst heute noch wurden in Westchina Kolonien von Juden entdeckt, die zwar vollständig chinesisch im Aussehen waren, einer Art mosaischer Religion jedoch über die Jahrhunderte hindurch treu blieben[1]). Die sogenannte „Seidenstraße", die in der letzten Zeit wieder in den Mittelpunkt des literarischen Interesses gerückt wird, war der Tummelplatz der jüdischen Geschäftstüchtigkeit.

---

[1]) Siehe „Parade" vom März 1939.

Nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 n. d. Ztw. fanden vertriebene Juden an der Malabarküste Unterkunft. So darf die jüdische „Diaspora“ in Indien auf ein ansehnliches Alter zurückblicken. Obgleich es sich dabei um ein erheblich späteres Ereignis handelt, sei hier gleich angeführt, daß es im Mittelalter eine große jüdische Kolonie in Kotschin an der Südwestküste Indiens gegeben hat. Das Haupt dieser im Jahre 1524 300 000 Köpfe umfassenden Niederlassung, Joseph Azar, ein Jünger des Joseph Rabban, erhielt von dem Maharadscha die Erlaubnis, sich „König des Volkes Israel“ zu nennen. Im Jahre 1663 eroberten Portugiesen das Land, wobei etwa 4000 Juden ermordet wurden. Seit 1795 gehört Kotschin den Engländern und hat seine Bedeutung verloren.

Nach griechischen Berichten saßen um die Zeit des Feldzuges Alexanders des Großen nach Indien westlich des Indusdelta. Araber und weiter westlich Äthiopier, jedoch reichte das Gebiet der letzteren bereits ins Persische hinüber. Immerhin muß mit dem Einschlag dieser beiden Völker, besonders der Araber, die auch den Stamm des Moslemheeres bildeten, in Indien gerechnet werden.

Nachdem die Indo-Skythen im Jahre 470 n. d. Ztw. zum letztenmal Nordindien überfluteten und brandschatzten, wurde ihr Reich Kuschan von einer neuen Völkerwelle vorderasiatischer Herkunft abgelöst. Unter dem Namen Ephthaliten bekannt, überrannte ein asiatisches Reitervolk Baktrien und ließ sich am Oxus, Amu Darja, nieder. Von hier aus machten sie im ersten Viertel des 6. Jahrhunderts häufige Überfälle auf Indien, und deren bekanntester König, Mihiragula, verdiente sich durch seine Grausamkeiten den Namen eines Attila Indiens. Die Kuschan-Münzen, die uns erhalten sind und Abbildungen ephthalitischer Könige tragen, zeigen unzweifelhaft vorderasiatische Züge. Man meint darin ein hettitisches, armenisches oder — jüdisches Profil zu erkennen. Es steht jedenfalls fest, daß die Ephthaliten keine Mongolen oder Mongoloiden waren[2]).

Die Ephthaliten eroberten unter Mihiragula das ganze Pandschab, wurden aber in einem Aufstand der eingeborenen Fürsten 528 vertrieben. Ihre Überfälle auf Indien hörten jedoch erst nach der Zerstörung ihres Reiches im Jahre 565 durch die Türken und Perser auf, worauf dieses Volk endgültig aus der Geschichte verschwand. Einige Stämme in Radschputana glauben, Abkömmlinge dieser „weißen Hunnen“ zu sein.

So wuchs das Völker- und Rassenchaos in Indien, und der Buddhismus wie der Islam mit ihrer Ablehnung der Kasten haben zu ihrem Teil dazu beigetragen, daß es noch größer wurde.

---

[2]) Vielleicht aber läßt sich eine Verwandtschaft dieses Volkes mit den einige Jahrhunderte später zwischen dem Dnjepr, dem Don und der Wolga auftretenden Chosaren oder Chasaren feststellen, deren Macht von dem Kiewer Großfürsten Oleg oder Helge im 9. Jahrhundert gebrochen und in der Folge vernichtet wurde. Diese Chosaren waren ebenfalls ein Reitervolk, dessen Chane oder Könige sich zur mosaischen Religion bekannten. Ihre Nachkommen sollen die heute noch in der Krim lebenden Karaime sein, die allerdings türkisch-vorderasiatische Rassenzüge zeigen, jedoch mosaischer Religion sind.

Die Religionen Indiens

Es scheint, daß das tropische Klima Indiens besonders günstig für Neuschöpfungen und Spielartbildungen auf dem Gebiet des Glaubens ist. Gleich wie die üppige, bunte und wuchernde Pflanzenwelt seiner Dschungeln sprießen große, kleine und kleinste Weltreligionen, philosophische Lehren, Glaubensrichtungen, Sekten und Aberglauben aus dem Boden des bunten Rassenmischmasches, treiben neue bizarre Spielarten, überwuchern einander, wandeln sich, verfallen, leben wieder auf und füllen die Landstraßen Indiens mit einem Heere wandernder Bettelmönche, Fakire, Sektengründer, induziert und genuin irrer Wundertäter, Betrüger und Selbstbetrüger, Priester, Scharlatane und Quacksalber. In dem tiefsten Dschungel und tief in die Felsen der Berge eingehauen schlummern Tempelstädte und Klosterruinen, heute nur noch von den Tieren der Wildnis bewohnt, zeugen von bereits vergangenen Religionen oder von solchen, die sich eine andere Zufluchtstätte gefunden. In den wunderlichen Tempeln starren Millionen von Göttern mit vielköpfigen, vielarmigen, sonderbar verrenkten und häufig für unsere Begriffe höchst obszönen Gestalten die Gläubigen an und erwarten Verehrung und — in der Hauptsache — Opfer. Von dem primitivsten Fetisch der Wildnis bis zur verschwommensten Weltseele und deren Manifestationen leben alle Arten von Gottheiten in Indien, und selbst völlige Gottlosigeit, philosophisch scheinbar begründet, findet ihre Daseinsberechtigung in diesem Kranz der Glauben und Unglauben.

Diese beim ersten Anblick sonderbare Erscheinung findet ihre Erklärung in dem oben geschilderten Rassen- und Völkerchaos, der eine innere Geschlossenheit nicht zuläßt. Als die alten Arier ins Land kamen, hat es da bereits ebensoviele Glauben gegeben wie dort Völker lebten. Meist, wenn nicht alle, waren diese Religionen Erzeugnisse der Schachtseele des Asiaten, viele davon primitiv bis zum krassesten Fetischismus und Schamanismus. Die lichtgläubigen Norden meinten, diesem furchtbaren Chaos von Aberglauben, Dämonenfurcht, orgiastischen Kulten, blutigsten Menschenopferriten abhelfen zu können, indem sie den unterworfenen Völkerschaften ihren eigenen lichtvollen, stolzen und freudigen Glauben schenkten. Sie wußten nicht, daß selbst ein solches Geschenk den Eroberten zum Unsegen gereichen mußte[1]).

[1]) Siehe Dr. Mathilde Ludendorff: „Die Volksseele und ihre Machtgestalter".

Es entstand auf diese Weise die vedische Religion, die in ihrer ältesten Zeit, wie wir schon gesehen haben, manches von dem nordischen Geist in sich hatte. Aber die fortschreitende Rassenmischung und vielleicht auch Konzessionen an manch eine lokale Legende, die den Ariern schön oder bemerkenswert erschien, brachten es mit sich, daß immer mehr Asiatentum in das Glaubensleben des arischen Indiens hineinsickerte und die nordischen Bestandteile überwucherte. Vielleicht aber steckte auch die asiatische „Duldsamkeit" anderen Glaubenslehren gegenüber die Eroberer an. Diese Duldsamkeit hat mit der wahren Duldsamkeit des Nordens nichts zu tun. Sie betrachtet alle Glaubenslehren als Wege zu Gott, ganz gleichgültig, ob diese Lehren ethisch hochstehend oder minderwertig, ob sie volkerhaltend oder volkzerstörend sind. Diese asiatische „Duldsamkeit" bewirkt zum Beispiel, daß in buddhistischen Tempeln Hinterindiens und Ceylons brahmanische Gottheiten friedlich neben den Gestalten der Buddhas und Bodhisattwas thronen und verehrt werden, daß nach der Lehre einiger vischnuitischer Sekten der neunte Avatar (Erscheinung) Vischnus — Gautama Buddha war, daß das niedere Volk Indiens heute gleichermaßen den hinduistischen Schreinen und den Denksteinen mohammedanischer Heiliger am Wegrand Verehrung erweist. Dagegen läßt diese asiatische „Duldsamkeit" es zu, daß geringste Übertretungen der rituellen Vorschriften der eigenen Religion strengstens bestraft werden, ja, den Verlust der Kaste nach sich ziehen können.

Es ist Tatsache, daß es in Asien — mit Ausnahme natürlich Vorderasiens, wo die Unduldsamkeit in jeder Form zuhause ist — fast keine Religionkriege gegeben hat, es sei denn, daß eine der vorderasiatischen Religionen dort Einzug gehalten hatte, wie z. B. der Islam in Westchina und Indien oder das Christentum. Und das ist eine der segensreichen Folgen der asiatischen „Duldsamkeit". Unsere wahre nordische Duldsamkeit unterscheidet sich von jener insofern, als wir wohl jeden nach seiner Fasson selig werden lassen, jedoch für uns die Annahme eines anerkannten Irrtums ablehnen, ja auch für unser Volk es gefährdende und zersetzende Lehren nach Möglichkeit ausschalten. Denn für uns gilt die Volkserhaltung eben mehr als eine solche verschwommene und wahllose „Duldsamkeit", wie sie in Asien herrscht.

Bereits die vedische Religion nahm also zahlreiche fremde Bestandteile in sich auf. Mit der fortschreitenden Entnordung der Führerschicht, entnordete auch die Religion. Es bildeten sich schon damals in den verschiedenen Gegenden Mischreligionen, in denen, wohl je nach der rassischen Zusammensetzung, bald nordische, bald asiatische Züge vorherrschten. Die Gesetzgebung Manus war ein Versuch, all diese mannigfaltigen Lehren unter einen Hut zu bringen. Damals geschah es unter der Obhut brahmanischer Tradition, und man spricht demgemäß von einer brahmanischen Religion.

Das Auftreten des Krischnaismus brachte ein neues Element in die bereits bestehende und vom Brahmanismus überdachte Buntheit. Wohl

schon früher hatte sich die indische Geisteswelt in zwei Lager gespalten, nachdem die alten Götter Indra, Mitra, Varuna u. a., die in der vedischen Zeit vorherrschten, in den Hintergrund getreten waren. Es waren dies die Verehrer Vischnus und die Schiwas. Die vischnuitische Richtung bemächtigte sich der Gestalt Krischnas, die als ein Avatar des Gottes Vischnu gefeiert wurde. Die schivaitische Richtung war vermutlich diejenige, in der sich die vorarische, drawidische Tradition am stärksten erhalten hat. Neben dem Gott Schiwa verehrte sie in verschiedenen Sekten seine Gattin Durga oder Kali, in letzterer Form mit orgiastischen und blutigen Riten, die vor Menschenopfern nicht zurückschreckten.

Mit dem Auftreten und der Weiterentwicklung des Buddhismus erschien eine ganze Reihe neuer Lehren auf dem Plan, die, vielfach vom Brahmanismus befruchtet, vielfach ihn nur abwandelnd, vielfach aber nur die Lücken zwischen den verschiedenen bereits bestehenden Lehren ausfüllend, sich in das Gesamtbild des indischen Geisteslebens einfügten. Der Buddhismus und der Brahmanismus ergeben nun das bunte und doch in gewisser Beziehung einheitliche Bild, das eigentlich mit der Gesamtbezeichnung Hinduismus umrissen werden dürfte. Wenn man nun unter Hinduismus die Gesamtheit der brahmanistischen Lehren mit Ausnahme des Buddhismus versteht, so ist das darauf zurückzuführen, daß der Buddhismus vom Boden der Halbinsel so gut wie gänzlich verschwunden ist.

Während man die Grundlinie der buddhistischen Lehre, die in den zahlreichen Sekten und Spaltungen zwar stark abgewandelt wird, aber immerhin noch zu erkennen ist, doch kurz umreißen kann, ist dies beim Hinduismus kaum möglich. Eine erschöpfende Darstellung allein der bekanntesten Richtungen würde Bände erfordern. Zu mannigfaltig sind die unterschiedlichen Kulte und Glaubenslehren.

Die vedische Religion ist in dem Glauben des gemeinen Volkes gänzlich zurückgetreten. Über den philosophischen Versuch, sie zum neuen Leben zu erwecken, die Vedanta-Bewegung, werden wir bei der Betrachtung der modernen Geistesströmungen in Indien noch sprechen. Wohl verwenden die Priester der verschiedensten Richtungen Sprüche, Gebete und Lieder der vier Vedabücher, meist sogar ohne den Sinn des Hingemurmelten oder Hingeleierten zu verstehen, wohl wird von einem orthodoxen Hindu erwartet, daß er den Veda „als die heilige Offenbarungschrift seiner Religion" verehrt, „aber die wenigsten kennen ihn, und die meisten von denen, die ihn kennen, haben als wahre Quelle ihrer Glaubenslehre nicht den Veda selbst, sondern Werke der heiligen Überlieferung, die auf ihm beruhen sollen, in Wahrheit aber einer späteren Zeit gehören und vielfach ganz andere Anschauungen enthalten" [2]).

Zu dieser heiligen Überlieferung, die zahlreichen Sekten und Glaubenslehren zugrundeliegt, gehöhren Lehrbücher wie die Sutras und Schastras, die ältesten von denen zum Veda gehören, dann ebenso alte, wenn

[2]) Glasenapp in „Hinduismus".

nicht dem Inhalt nach noch ältere Dharma-Shastras, die auch das Manu-Recht enthalten. Es gehört dazu der achtzehn Bücher und den Teil Hariwanscha (die Geschichte Krischnas) enthaltende Heldenepos Mahabharata, der schon oben in der kurzen Betrachtung der Geschichte Krischnas erwähnt wurde, ferner der Epos Ramayana mit der Geschichte des göttlichen Helden Rama — auch einer Inkarnation oder einem Avatar Vischnus, ferner die Puranas (alte Erzählungen), die sich in drei Gruppen, je nach dem Gott oder dessen Erscheinungform, welche in ihrem Mittelpunkt stehen, teilen. „Die Puranas tragen zumeist einen sektarischen Charakter insofern, als in ihnen die Verehrung des Vischnu oder Shiva als des höchsten Gottes empfohlen wird", schreibt Glasenapp[3]). Die drei Gruppen ergeben sich somit aus Puranas, in deren Mittelpunkt erstens Vischnu, zweitens Schiwa und drittens besondere Erscheinungformen dieser Götter oder andere Gottheiten wie Brahma, Durga, Ganescha usw. stehen. Jeder solcher Purana — und es gibt achtzehn Puranas und achtzehn Upa-Puranas (Nebenpuranas) — bildet den Grundstoff einer Sektenlehre. Außerdem spielen als Lehrbücher von Einzelsekten — aber auch der Brahmanenkirche als solche — die Apamas oder die Tantras eine wichtige Rolle. Von solchen Apamas gibt es hundertundacht der Vischnu-Verehrer, achtundzwanzig der Schiwa-Anbeter und der siebenundsiebzig der Schaktas, welche die Göttin Durga oder Kali anbeten. „Der Einfluß der Apamas oder Tantras (unter welchem Namen sie bekannter sind) auf das indische Leben ist ein sehr tiefgehender. Die lebende Religion der Hindu von heute vom Kap Komorin bis zu den entlegensten Winkeln Tibets ist im wesentlichen tantrisch. Selbst die wenigen echt vedischen Riten, die sich erhalten haben und von denen angenommen wird, daß sie sich unmittelbar auf den Veda gründen, wie z. B. die Sandhya, sind durch die Hinzufügung tantrischer Zeremonien verändert worden", stellt P. T. Srinavasa Dschyengar in „Outlines of Indian Philosophy" fest. Und über das Wesen der Tantras sagt Glasenapp in seinem „Hinduismus": „Es ist, als ob alle sinnlichen Leidenschaften bei diesen tantrischen Zeremonien systematisch entfesselt werden, damit der Geist durch die Übersättigung frei werde für die Versenkung in das Übersinnliche." Die Kali-Kulte, eine der Abarten der Durga-Verehrung, begnügen sich mit orgiastischen Gottesdiensten nicht, sondern pflegen auch heute noch blutige Opferdienste, obgleich man behauptet, daß die Engländer die früher üblichen Menschenopfer unterbunden haben.

Bereits aus dieser gedrängten Übersicht ersieht man, daß die Glaubensformen Indiens äußerst mannigfaltig sein müssen. Aber das ist nur ein ganz kleiner Teil der vielen Sekten und Kulten, die die Halbinsel überschwemmen. Da ist eine große Sekte der Dschainas, die von Mahavira gegründet wurde und heute noch viele und herrliche Tempel besitzt, so z. B. in Benares, eine Parallele zum Buddhismus und auch ziemlich zu

[3]) „Hinduismus".

gleicher Zeit entstanden. Da ist die kriegerische Sekte der Sikhs, die eine Verschmelzung des Islams und des Hinduismus erstrebt und eine Zeitlang eine politische Macht als selbständiger Staat im Pandschab darstellte, bis die Engländer diesen Staat im 19. Jahrhundert blutig niederwarfen und zerstörten. Da sind ferner die zahlenmäßig zwar nicht sehr starken, jedoch sich wieder stark regenden Buddhisten auf Ceylon, die die Hinayana-Schule vertreten — die übrigen buddhistischen Sekten sind zwar in Indien vermutlich auch vertreten, haben aber keine Bedeutung. Da ist ferner die Bhakti-Religion, eine Nachfolgerin des ursprünglichen Krischnaismus, die auch von den Vedanta-Schulen meist übernommen wurde.

Und wenn man die vielen geheimen Kulte und tantrischen Geheimgesellschaften hinzuzählt, von denen in keinem „Census" und keiner Statistik die Rede ist, die aber nachweisbar existieren, beziehungweise noch vor einer nicht allzulangen Zeit existiert haben, wie z. B. der politisch-religiöse Orden Seth Bhai oder die furchtbare Geheimgesellschaft der Thags, der so viele Menschen zum Opfer fielen, Engländer und Eingeborene — dann wächst die Zahl der Abarten des Hinduismus ins Unermeßliche. Und wenn ich hier versuchen würde, einen Allgemeinbegriff des Hinduismus herauszuschälen, dann werden zehn Forscher ihre Stimme erheben und unter vielen Zitaten und Berufungen auf maßgebliche Werke beweisen, daß dies nicht stimmt. Und sie würden recht haben, aber auch ich würde recht haben — so mannigfaltig und buntschillernd ist das Gebäude dieser — eigenlich nicht existierenden — Dachreligion. Dies mag paradox klingen, und trifft dennoch zu; denn, wie ich an anderer Stelle schon einmal sagte, die Bezeichnung Hinduismus herrscht ja nur in den Kreisen der Intellekutellen. Wenn ein Inder von sich selbst sagt, er sei Hindu, so bedeutet dies lediglich, daß er weder ein Mohammedaner noch ein Christ sei. In dem „Census" der Volkszählung von 1881 sagt Sir D. Ibbatson: „Jeder Eingeborene, der nicht in der Lage war, seinen Glauben näher zu beschreiben oder bezeichnete ihn mit einem anderen Namen als dem einer der anerkannten Religionen, wurde anerkannt und eingetragen als ein Hindu." Hieraus geht schon die Schwierigkeit hervor, eine Umschreibung dieser Religion zu geben.

Immerhin gibt es allen diesen mannigfaltigen Richtungen gemeinsame Züge, die allerdings so verschwommen sind, daß auch hier mit Widerspruch zu rechnen ist. So ist z. B. die Lehre vom Karma, dem Gesetz des fest vorausbestimmten Schicksals, die in mehreren Abwandlungen von allen indischen Religionen vertreten wird. Aber die Unterschiede dieser verschiedenen Lehrmeinungen mögen sich die Priester streiten — das indische Volk aber glaubt an die Vorausbestimmung des Schicksals und somit an alle Methoden, dieses Schicksal im voraus zu erfahren, an die Astrologie, an Wahrsagerei und sonstigen Betrug. Ferner ist auch der Glaube an Wiedergeburt oder Seelenwanderung ziemlich allgemein — doch hier höre ich schon die Forscher, mich stirnrunzelnd verweisen: wie

kann man solch verschiedene Begriffe in einen Topf werfen! Für uns, die wir uns weder hinduistische Theologie zum Lebensberuf ausgesucht haben, noch den Glauben teilen, ist es — Verzeihung — wurscht, ob es sich darum handelt, daß geglaubt werden soll, die Seele des Menschen wird in regelmäßigen Abständen wiederverkörpert, d. h. findet in einem neuen Neugeborenen einen physischen Träger, oder hat eine Reihe Wandlungen in Körpern von Pflanzen, Tieren und Menschen durchzumachen. Diese Feinheiten sind uns Deutschen gleichgültig. Aber solche oder ähnliche Auffassungen sind in Indien allgemein verbreitet — ich rede hier nicht von Priesterlehren, esoterischen Fassungen, sondern von dem unmittelbaren Volksglauben. Dann glauben die Inder allgemein, durch gute Taten, durch Barmherzigkeit und Tierliebe den Kreislauf der Wiedergeburten im günstigen Sinne beeinflussen zu können, also an Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen. Ich weiß natürlich, daß es Schulen gibt, die auch diesen Glauben verwerfen, aber sie sind nicht tief ins Volk gedrungen. Und endlich — und das ist für die Gestaltung der indischen Geschichte besonders wesentlich — ist der Glaube an die göttliche Abstammung der Brahmanenkaste und der Kastenordnung überhaupt fast — ich betone das Wörtchen f a s t, um Angriffen im voraus zu begegnen — allgemein.

Im übrigen weiß das indische Volk von all den Lehren und theologischen Haarspaltereien der Priester und Religionstifter herzlich wenig. Ein Religiongründer hat in Indien eigentlich nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn er recht viele und recht augenfällige „Wunder" vollbringt. Die Lehre hören sich die Leute ehrfürchtig an — jeder Priester einer jeden Religion wird in Indien mit Ehrfurcht behandelt, da man in Gedanken mit dem Priesterkleid stets eine Zaubermacht verbindet, die einem vielleicht recht unbequem und sogar gefährlich werden kann. Aber im nächsten Augenblick, wenn der wandernde Prophet weiter gezogen ist, ist sie meist wieder vergessen, denn es kommen ja täglich soundsoviele Lehrer, Wundertäter und sonstige Bettler durch die Dörfer, predigten im Schatten der Mangobäume in der Abenddämmerung oder führen ihre „übersinnlichen" Kunststücke vor. So mag auch der alte Mani durch Nordindien gezogen sein, seine ziemlich bunte gnostisch-christliche Religion den staunenden Bauern predigend. So zog ein Dreivierteljahrtausend vor ihm Gautama Buddha durch die Lande, doch der ließ das niedere Volk meist ungeschoren und wandte sich an die höheren Kasten, bei denen er — mit recht! — mehr Verständnis für seine Philosophie voraussetzte.

Die Eigentümlichkeiten des Hinayana-Buddhismus, dem wir auf Ceylon begegnen, sind, kurz umrissen, folgende. Es ist die sogenannte alte Lehre, angeblich die authentisch von Buddha übermittelte. Der Buddhismus leugnet die Unsterblichkeit der individuellen Seele, des „Ich", das eine Einheit mit dem All darstellt und wandelbar ist je nach der Zusammensetzung der Wahrnehmungen, Empfindungen, Vorstellungen, Willensregungen und Bewußtseinsakten. Dieses „Ich" befindet sich somit in

einem Zustand dauernder Wandlung und ist nicht eine Einheit, sondern wird durch die Rückwirkungen der obengenannten Faktoren zusammengesetzt. So ist die buddhistische Wiedergeburt nicht eine Wiedergeburt der individuellen Seele, sondern des „Bewußtseins" und wird bewirkt durch das Wollen des Vorgängers. Mit anderen Worten, der Buddhist glaubt, daß die sich während des Lebens im Menschen aufspeichernde Lebensenergie nach dem Tode der Persönlichkeit einen neuen Träger sucht und findet, der nun die Lebensflamme des Toten — und anderer in vorherigen Inkarnationen Gestorbenen — gemäß dem durch die Taten und ethischen Qualitäten dieser Vorgänger bedingten Karma weiterzutragen hat — und so fort, bis endlich der Vorrat der Lebensenergie vermittels der Befolgung des „edlen achtfachen Pfades", des buddhistischen Moralkodex" ausgeht und der Erlöste nunmehr in Nirwana eingeht, d. h. sich in Nichts auflöst.

Das Ziel und der Sinn des Lebens ist also nach buddhistischer Auffassung die Auflösung in Nichts. Die Wege, die der Mensch dazu zu gehen hat, hier zu betrachten, ist wohl überflüssig. Es sei nur bemerkt, daß die Meditation und der Joga eine sehr große Rolle dabei spielen, ein beliebtes Mittel aller Okkultlehren, das das Opfer erfolgreich zu einem induziert Irren abrichtet[4]).

Ich verdolmetschte oben das Wort Nirwana mit „Nichts". Ich sehe aber schon, wie Indologenfedern sich gegen mich dieserhalb strafend richten: wieder solch eine laienhafte Verdeutschung! Deshalb will ich noch hinzufügen, daß das Nirwana das absolute Gegenteil von Samsara ist, wobei mit dem letzteren Wort das Weltleben der noch im Entwicklungprozeß Befindlichen bezeichnet wird. Darum ist eine Definition des Nirwana nach buddhistischer Lehre völlig unmöglich. Es ist erlebbar von Menschen, die es erreichen, aber nicht erklärbar. Für den gewöhnlichen Menschen ist dieser Zustand also ein Nichts, wie für den Erlösten das gewöhnliche Leben ein Nichts ist.

Ich glaube, daß der Leser aus dem oben Gesagten den Schluß zu ziehen vermag, daß der Buddhismus den Menschen noch inaktiver, noch passiver macht als der Hinduismus und das Christentum. Erst das völlige Erlöschen aller Lebensenergie, aller Tatkraft und aller Beziehungen zur Umwelt, also ein Sich-hinein-versetzen in eine — man muß schon sagen — geisteskranke Wunschlosigkeit und grundlose und der Umwelt zuweilen völlig widersprechende Heiterkeit vermögen den Sinn des Lebens zu erfüllen. Gewiß, schon Buddha lehrte, daß dieser Sinn nur von ganz wenigen Auserwählten in diesem Dasein erfüllt werden kann, daß also die überwiegende Mehrzahl von Menschen unzählige Inkarnationen vor sich haben, bevor sie in Nirwana eingehen; sie brauchten also ihre Beziehungen zur Umwelt nicht abzubrechen. Aber die Verneinung der Tat ist nun einmal wesentlicher Bestandteil seiner Lehre, und das Schicksal

---

[4]) Siehe Dr. Mathilde Ludendorff: „Induziertes Irresein durch Okkultlehren".

der Reiche und Völker, die sich seinerzeit zur alten Lehre des Buddhismus bekannt hatten, beweist das Unheil dieser Religion. Daß es heute noch Völker gibt, die trotz dem Buddhismus, den sie bekennen, aktiv und lebensfähig sind, beweist gar nichts. Japan z. B. hat die Gefahr der Buddhalehre erfaßt und sucht ihr durch die Wiederbelebung des alten Ahnenkultes (Schinto) zu begegnen. Der Buddhismus ist eben eine Volksgefahr, ebenso wie das Christentum eine ist.

Außer dem Buddhismus ist auch der Islam in Indien vertreten, und zwar in seinen drei Richtungen. Es sind dies die Sunniten, die Schiiten und die Ismailiten. Da es sich bei den beiden erstgenannten nur um Religionparteien und nicht um Sekten handelt, brauche ich nur kurz das Wesentliche der Lehre skizzieren, damit dieser Abschnitt nicht zu lang wird. Außer dem Bekenntnis zu Allah als einzigen und einigen Gott und zu Mohammed als seinem Propheten fordert der Islam hauptsächlich die Erfüllung verschiedener ritueller Handlungen, die allerdings von dieser Religion äußerst streng genommen werden. Ferner gehört zum islamitischen Dogma die Lehre von dem göttlichen Ursprung des Korans, des Offenbarungbuches, und der Glaube an die Propheten der jüdischen Bibel, die, einschließlich Jesus v. Nazareth, nur Vorläufer Mohammeds waren, an Engel, an göttliche Vorherbestimmung des Schicksals, an das Jenseits als Lohn und Strafe, an das jüngste Gericht und an die Auferstehung.

Das Wesentliche an dieser Religion des Nahen Ostens ist aber die Forderung (Sure 9, 5): „.... tötet die Götzendiener, wo immer ihr sie auch findet, nehmt sie gefangen, belagert sie, lauert ihnen allerorten auf. Aber wenn sie bereuen, die Zeiten des Gebets innehalten und Almosen geben, dann lasset sie in Frieden ziehen." Dieses Gebot des Propheten wird in der gleichen Sure noch ergänzt und erläutert: „Alle Ungläubigen, Heiden, Juden und Christen werden verdammt. Für alle Zeiten ist es ihnen verboten, ihren Fuß jemals in das höchste Heiligtum zu setzen!" Der Dichter des Islams, Thabi, setzt den Punkt auf das i: „Wir bekriegen alle Menschen, bis sie glauben. Wer an Gott und seinen Gesandten glaubt, rettet sein Gut und sein Blut. Alle Ungläubigen befehden wir, und der Sieg wird uns immer leicht." Diese Einstellung eines gläubigen Moslem erklärt die unbeschreiblichen Grausamkeiten, die mohammedanische Eroberer in Indien verübt hatten, sie beweist aber auch, daß sich ein Moslem niemals mit einer andersgläubigen Obrigkeit wahrhaft zufrieden geben wird. Er duldet sie, durch Gewalt gezwungen, so lange, bis er die Macht hat, sie zu stürzen und sich und dem Islam zu unterwerfen. Filchner bringt darüber höchst beachtenswerte Einzelheiten in seinem Buch „Hui — Hui — Asiens Islamkämpfe".

Wie man sieht, ist der Islam eine äußerst unkomplizierte und handgreifliche Religion, die im Vergleich mit dem indischen nebelhaften Mystizismus nüchtern und trocken wirkt. Die Ismailiten bilden sozusagen einen Übergang zur mystischen Weltanschauung. Sie suchen, den Koran sinnbildlich auszulegen und so in seine Nüchternheit und Trockenheit etwas vom

poetischen Mystizismus einzuträufeln. Sie sind Nachkommen der im Mittelalter berühmten Assassinen, einer fanatischen Sekte, die an die göttliche Allmacht ihres Oberhauptes glaubte und einen furchtbaren priesterlichen Mörderstaat bildete. Die Mameluken Ägyptens und die Janytscharen des Othomanenreiches waren nach gleichem Muster abgerichtet. Heute sollen die Ismailiten ihr Morden eingestellt haben[5]). Als eine weitere Angleichung der Lehre des Propheten an indische Verhältnisse dient der Sufismus, der vermutlich aus Indien und Persien sein „Weistum" — wenigstens zum Teil — geschöpft hat. Es ist dies eine mystische mönchische Richtung, von verschiedenen Derwisch-Orden vertreten. Und als ein weiterer Schritt zum Hinduismus sei die bereits erwähnte Sikh-Sekte erwähnt.

Ich will hier davon absehen, all die anderen weniger bedeutenden Glaubenslehren zu schildern, die ebenfalls in Indien blühten und zum Teil noch blühen. Ich beschränke mich lediglich noch darauf, die im Wirtschaftleben Indiens eine sehr große Rolle spielende, wenn auch zahlenmäßig schwache Sekte der Parsen oder Feueranbeter, Nachkommen der aus Persien geflohenen Zoroaster-Anhänger, zu erwähnen, die namentlich in Bombay ansässig sind. Dann sind ja noch Juden da, die oben schon behandelt wurden, und nicht nur die im Altertum oder im Mittelalter zugewanderten, sondern auch die mit den Engländern nach Indien eingereisten. Die verschiedenen Christenkonfessionen, namentlich die Katholiken unter ihnen, wären noch zu nennen, obgleich sie weder zahlenmäßig noch politisch eine sehr große Rolle spielen.

Kurz zusammengefaßt, es sind wohl alle wesentlichen Glaubensrichtungen der Welt in Indien vertreten, und alle sind sie mehr oder weniger okkult, also geeignet, nicht nur die Aktivität des Volkes, sondern auch seine Abwehrkraft zu lähmen.

---

[5]) Siehe meine Schrift „Der Kollektivstaat — ein Ziel Rom-Judas".

Christen über Indien

In dem brodelnden Chaos der Rassen und Religionen in Indien fehlten bisher noch die Vertreter der „abendländischen" „Religion der Liebe". Das heißt, sie waren bereits da, spielten jedoch im politischen, religiösen und geistigen Indiens nur eine untergeordnete, ja, kaum wahrnehmbare Rolle. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts, also noch während der Vorherrschaft des Buddhismus, kam der christliche Sektenstifter Mani nach Indien und predigte dort seine Lehre, anscheinend ohne großen Erfolg, jedoch unter vollkommener Duldung von Seiten der geistlichen und weltlichen Behörden. Wahrscheinlich drangen auch nestorianische Christen, die in Mittelasien lange Zeit Unterkunft gefunden hatten, über Afghanistan in den Panschab ein, doch davon wurde das indische Geistesleben nicht beeindruckt. Sicherlich stand ferner der große Freigeist des Mittelalters Friedrich II., der Stauffe, auch mit Indien in Verbindung, obgleich mir direkte Berichte hierüber nicht bekannt sind. Sicher war auch nicht nur der Venetianer Marco Polo vor der Entdeckung des Seeweges nach Indien um den Kap der Guten Hoffnung dort gewesen, wenn er auch der einzige ist, der einen Bericht über diese Reise hinterlassen hat. Die Seidenstraße war bereits in Aschokas Zeiten bekannt und befahren, und es reisten nicht nur jüdische und vorderasiatische Kaufleute auf ihr nach Ostasien. Daß dabei keine Abstecher über Afghanistan und den Chaiberpaß nach Indien gemacht worden wären, ist kaum anzunehmen.

Seit der Festigung des russischen Staates, ja, wohl noch in der Zeit der Tatarenherrschaft über Rußland bestanden schon feste Handelsbeziehungen zwischen Moskau und Indien. Der Weg führte die Wolga entlang, über das Kaspische Meer, Persien und Afghanistan, zum Teil wohl auch über West-Turkistan und Pamir. Seiden, Brokate, Barchente und Baumwollstoffe, Spezereien, Tee und Wachs waren die Haupthandelswaren der Russen. Dieser Handel hatte zuweilen einen recht beträchtlichen Umfang angenommen, und erst der skrupellose Wettbewerb der britischen Ost-Indien-Kompagnie, von der noch die Rede sein wird, unterdrückte diesen Warenaustausch fast vollständig. Die Russen verzichteten bei ihren Reisen nach Indien auf irgendwelche besonderen Niederlassungen. Sie benutzten die gleichen Karawan-Serais in denen auch persische, afghanische, turkmenische und chinesische Kaufleute abzusteigen pflegten. Sie verkehrten mit ihren indischen Geschäftsfreunden wie mit ihresgleichen — und

hatten deshalb später, als es an die Teilung der indischen Beute unter den europäischen Nationen ging, das Nachsehen.

Die Vorherrschaft des Islams auf dem im Mittelalter einzig üblichen Handelsweg über das Mittelmeer zwang die europäischen handeltreibenden Völker andere Straßen nach dem Osten zu entdecken. Mit dem Fall Konstantinopels im Jahre 1453 und der Errichtung der türkischen Herrschaft im Nahen Osten war Europa auch von der Seidenstraße abgeschnitten. Die miteinander konkurrierenden Handelsstaaten, Venedig, Genua, Portugal, Spanien und der Hansabund erweiterten immer mehr ihre Handelsbeziehungen längs der atlantischen Küste. Während die Hansakoggen bis nach Island segelten und von dort die fast sagenhaft gewordene Kunde von dem nördlichen Grönland und noch sagenhafteren Vinland brachten, richteten die Portugiesen ihre Bemühungen südwärts. 1486 umsegelte der Portugiese Diaz die Südspitze Afrikas. Ob Kolumbus etwas von den Fahrten der Wikinger gegen Vinland erfahren und ihre Erfahrungen benutzt hat oder nicht, läßt sich heute kaum mit Sicherheit feststellen, es sei denn, daß die vatikanischen Archive der freien Forschung geöffnet werden, was kaum je geschehen wird, solange das Papsttum noch besteht. Jedenfalls suchte er Japan im Westen des Ozeans und dachte, daß das, was er fand, Indien sei. Vier Jahre nach seiner „Entdeckung" Amerikas segelte Vasco de Gama um Afrika herum nach Sansibar und von dort mit einem Araber-Lotsen nach Kalikut an der Westküste Indiens.

Die nordischen Völker, die Deutschen, die Holländer, die Engländer und schließlich auch die Franzosen suchten den nördlichen Weg um die Welt, um die Nordküste Amerikas und Europas. Sie überließen den Süden den Mittelmeervölkern. So kamen sie eigentlich später dazu, sich in Indien festzusetzen. Die ersten, die eine Niederlassung an der Westküste eröffnet haben, waren die Portugiesen, die 1510 sich in Goa, richtiger Gowa, festsetzten, also noch bevor die Mogulen-Dynastie in Delhi gegründet wurde. In dieser Zeit der indischen Kleinstaaterei hätten es die Portugiesen gewiß nicht schwer gehabt, sich eines größeren Gebietes zu bemächtigen. Jedoch waren die Verbindungwege mit der Heimat so schwierig und die Transporte so ungewiß und langwierig, daß sie sich zunächst mit einer Handelsniederlassung begnügten.

1542 brachte ein Geschwader aus Portugal eine bedeutsame Ladung nach Goa — den neuen Vizekönig von „Portugiesisch-Ostindien", Martin Alfonso de Souza und den Jesuiten Franz Xaver, dem die Mission in den neuen Besitzungen übertragen wurde, nachdem die bereits dorthin importierte Geistlichkeit in dieser Beziehung versagt hatte. So begann die christliche Mission in diesem Lande, eine Religion mehr gesellte sich zu dem bereits vorhandenen Kranz — und, man muß es sich eingestehen, nicht die beste.

Franz Xaver machte es sich leicht mit der Bekehrung. Als die Parawer an der südlichen Pandiküste von den vordringenden Mohammedanern

bedrängt wurden, wandten sie sich an die Portugiesen, mit der Bitte, sie zu taufen, da Christen von der semitischen Schwesterreligion schonend behandelt wurden. Dies nahm auch der Heilige mit großer Freude vor, ohne den „Bekehrten" überhaupt etwas von ihrem neuen Glauben zu verraten, also ohne jegliche Unterweisung. Christliche und auch antichristliche Forscher wundern sich über ein solches Vorgehen des Jesuiten. Sie können es nicht verstehen, daß einem ehrlichen Missionar eine solche bloße Taufe genügen konnte. Sie vergessen jedoch, daß die Taufe ein Sakrament, also eine Zauberhandlung ist, mit deren Hilfe der Täufling auf magischem Wege, auch ohne von der angenommenen Religion etwas zu wissen, der Herde Jesu Christi einverleibt wird. Genau so verfuhren all die heiligen Männer, die „das Licht der Welt" nach Germanien gebracht haben. Genau so verfahren sie auch heute noch im „schwarzen Erdteil" [1]).

Daß der Heilige dann, eine Glocke läutend, durch die indischen Lande auf der Suche nach neuen Schäflein für den Stall Christi zog, mag in diesem Lande der heiligen Narren und irrsinnigen Heiligen nicht weiter verwundert haben. Ein Fakir mehr oder weniger, ob den oder den anderen Gott predigend und preisend — was tat es schon in dem gelobten Lande aller Religionen. Der Ordnung halber ließ Franz Xaver das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, das Ave Maria und die zehn Gebote in die Tamilsprache übersetzen, damit die Bekehrten in vier Wochen eine solche christliche Unterweisung durchmachen konnten. Alfred Miller meint, daß der Heilige mit einer solchen Missionmethode keinen großen Schaden anrichten konnte. Ich bin der Meinung, daß er auch bei gründlicherer theologischer Unterweisung nicht vermocht hätte, großen Schaden bei den Indern niederster Kaste anzurichten. Der Hinduismus niederster Art, der unter diesen Leuten geherrscht hatte, hätte auch diese neue Religion über kurz oder lang verschlungen. Immerhin, da die „Mission" des Jesuitenheiligen verständlicherweise die minderwertigsten Elemente der indischen Bevölkerung erreichte und ihnen den Namen Christ umhängte, ist es nicht verwunderlich, daß die Bezeichnung „Parangi", die in anbetracht des engen Bündnisses der weltlichen Macht mit der kirchlichen zugleich Portugiese und Christ bedeutete, recht bald in Indien zu einem üblen Schimpfwort wurde.

Welche Zustände in der portugiesischen Kolonie herrschten, geht aus einem Briefe Franz Xavers an einen Freund hervor: „Laß nicht zu, daß einer deiner Freunde im königlichen Dienst nach Indien geschickt werde; denn der allgemeine Brauch hat dem Diebstahl an den öffentlichen Kassen nicht nur die Verwerflichkeit, sondern alle Schuld genommen. Überall wird beständig geraubt und zusammengescharrt [2])." Er selbst aber überließ bald seine neugewonnenen geistlichen Kinder der Pflege eines anderen

---

[1]) Siehe die Schrift von Dr. W. Matthießen, „Der Schlüssel zur Kirchenmacht".

[2]) Zitiert nach A. Miller, „Völkerentartung unter dem Kreuz".

und reiste ab, um erst 1548 zurückzukehren. Anscheinend ward seine Missiontätigkeit auch diesmal nicht von Erfolg gekrönt, denn er beklagt sich in einem Brief bitter beim König über das Versagen — des Vizekönigs oder des Gouverneurs, das den Mißerfolg seines Seelenfanges verschuldet habe! „Der einzige Grund, warum nicht jeder in Indien die Gottheit Christi anerkennt, liegt in dem Umstand, daß der Vizekönig, der diese Pflicht vernachlässigt" (den Indern mit seinem „Ansehen", d. h. mit Gewalt zu imponieren), „von Euch nicht gestraft wird", schreibt er dem König, bevor er zum zweitenmal seine unhaltbare Stellung in Indien, wo „die Eingeborenen das Christentum wie den Tod hassen", aufgab.

Wie von verschiedenen Forschern nachgewiesen, haben die jüdischen Evangelienschreiber in weitestem Maße Vorbilder aus indischen Religionschriften sowohl für die Ausgestaltung der Jesuslegende wie auch für seine Morallehren benutzt. Der Erlösergedanke als solcher, der in der Bibel zwar in alexandrinisch-griechischer Brechung erscheint, stammt aus Indien, da er im Krischnamythos wie in der Buddhalegende vertreten wird, und beide Mythen sind unbestreitbar älter als das Christentum[3]). Trotzdem hatte die christliche Mission in Indien keinen Erfolg, und die Übertritte wurden meist aus wirtschaftlichen und sozialen Beweggründen vollzogen. Vielleicht lag es auch daran, daß das jüdische Christentum eine in Indien unbekannte und fremde Unduldsamkeit an den Tag legte, Ablehnung aller anderen Glauben verlangte und sogar Zerstörung der „Götzen" und deren Tempeln betrieb.

Man kann sich also vorstellen, daß die Eingeborenen der Lehre des Jesus von Nazareth wenig Geschmack abzugewinnen vermochten. Als die Portugiesen 1665 in Kotschin landeten, meuchelten sie unter anderem viertausend dort ansässiger Juden. Auf Ceylon hausten die Christen nicht anders und gedachten, den Sieg der Religion der Liebe über die buddhistische Götzenanbeterei dadurch sicherzustellen, daß sie die größte Reliquie der Insel, den angeblichen Zahn Gautama Buddhas öffentlich verbrannten. Daß sie dadurch keinen einzigen Singhalesen zum Christentum bekehrt haben, ist klar. Sie zerstörten ferner eine ganze Reihe Tempel, so 1588 den prachtvollen Vischnutempel in Devandara. Und das Blutbad, das sie bei der Eroberung der Insel anrichteten, blieb lange in Indien unvergessen.

Franz Xaver war nur der Wegbahner, der Organisator der erst nach seiner Abreise nach Japan einsetzenden regelrechten jesuitischen „Mission". Worin diese bestand, schildert der Bericht eines Zeitgenossen, den ich dem Werk von E. u. M. Ludendorff „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende" entnehme: „Es ist eine ausgemachte Sache, daß nächst den Holländern die Jesuiten den stärksten und einflußreichsten Handel in Ostindien treiben, sie tun es darin den Engländern und anderen Nationen,

---

[3]) Siehe u. a. Dr. Mathilde Ludendorff: „Erlösung von Jesu Christo" und „Sieg eines Enthüllers von Bibelfälschungen".

selbst den Portugiesen, zuvor.... Wir haben sehen können, daß die achtundfünfzig Ballen, die diesen Vätern gehören und deren geringster noch einmal so groß war als einer derjenigen, welche der französischen Handelsgesellschaft gehörten, sich durch alle Schiffe des Geschwaders" (das Ludwig XIV. nach Ostasien gesandt hatte) „erstreckten und nicht mit Rosenkränzen, noch mit Agnus Dei, noch mit anderen Waren, die einer apostolischen Sendung eigen sind, angefüllt waren.... Dies sind die schönen und guten Waren, die sie aus Europa herbringen, um sie in diesem Lande zu verkaufen, und bei jeder aufgehenden Schiffsexpedition schleppten sie nach dem Verhältnisse der Schiffe soviel als möglich herbei."

Eine andere Taktik verfolgte der Jesuit Roberto dei Nobili, ein Römer. Er legte seine Ordenstracht ab, erlernte die Sprache der Eingeborenen und Sanskrit, kleidete und gebärdete sich wie ein indischer Bairagi, heiliger Mann, lebte als Brahmane unter Brahmanen und suchte durch den Geruch seiner Heiligkeit und seiner Heilkunst Anhänger für seine Jesuslehre zu gewinnen. In Anbetracht der bekannten asiatischen Duldsamkeit wurden ihm auch von der brahmanischen Konkurrenz keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Er bedankte sich dafür auf echt jesuitische Weise, indem er seine Kenntnisse des Sanskrit dazu benutzte, das verlorengegangene Vedabuch, den Jadschur-Veda, zu verfassen, um durch diese Fälschung christliche Lehren in den Religionbau der Brahmanen einzuschmuggeln. Diese Fälschertätigkeit des Jesuiten wird zwar bestritten und dem „weltlichen Arm" der französischen Kolonie in Pondischery in die Schuhe geschoben. Es scheint aber die Täterschaft der Gesellschaft Jesu erwiesen zu sein, umsomehr als der Kardinal Wisemann diesen Betrug vom christlich-ethischen Standpunkt aus öffentlich verteidigte.

Die Methoden des Jesuiten Beschi in der Madura-Mission zu Beginn des 18. Jahrhunderts waren nun weder mehr politischer Art. Er zeichnete sich besonders durch den Kampf mit der protestantischen Konkurrenz aus, wobei er nach dem Spruch des Jesus von Nazareth (Lukas 12, 51—53) verfuhr und die Eingeborenen gegen die von der Konkurrenz Bekehrten aufhetzte, nachdem ein „Fest zu Ehren der Mutter der Zuflucht", d. h. Mariens, das er veranstaltet hatte, nichts gegen die „Arglist der Lutheraner" vermocht hatte.

Die Lutheraner, von denen hier die Rede ist, sind die protestantischen Holländer, die seit Anfang des 17. Jahrhunderts zahlreiche Faktoreien in Ost-Indien besaßen. Zwar legten sie das Hauptgewicht von Anfang an auf ihre Besitzungen im Insulinde, auf den ostindischen Inseln, jedoch auch auf der Halbinsel gründeten sie eine Reihe Niederlassungen. Nach und nach drängten sie die mehr auf Raub und Heidenbekehrung als auf Handel erpichten Portugiesen aus den meisten ihrer Faktoreien heraus, bemächtigten sich Ceylons und beherrschten bald den indischen Markt fast gänzlich.

Fast gleichzeitig mit ihnen erschienen auf der ostindischen Halbinsel die Franzosen, die wiederum Jesuiten mit sich brachten. Dem französischen

Missionar Pater Courdoux gelang es, das Vertrauen der indischen Weberkaste zu gewinnen und ihnen das Geheimnis ihrer Kunst zu entlocken. Das Verfahren, bedruckte Kattune in Handbetrieb herzustellen, das in Indien seit Jahrhunderten bereits geübt wurde, war damals in Europa unbekannt. Der geschäftstüchtige Pater verwendete nun die erworbenen Kenntnisse in seiner Heimat, von wo aus das Verfahren nach England wanderte und den Grundstock der britischen Textilindustrie bildete. Um dann die Konkurrenz der indischen Webereien auszuschalten, griffen die Engländer zu den drastischsten und grausamsten Mitteln. In Indien wird erzählt, daß sie das Vermögen der indischen Weber in Dschangalbarry raubten, den gewerbetüchtigen Männern aber den Daumen abhacken ließen[4]).

Es dürfte interessieren, daß auch die Deutschen bereits in den ersten Jahren der „Erschließung" Indiens durch die Europäer versucht hatten, sich daran zu beteiligen. Das bekannte Haus Welser in Augsburg sandte mit portugiesischen Schiffen Anfang des 16. Jahrhunderts zwei Handelsreisende, Hans Mayr und Balthasar Sprenger, nach Indien, um dort Handelsbeziehungen anzuknüpfen, „leider ohne Erfolg", wie der Inder S. A. Hassan Meerza hinzufügt.

Die Franzosen, die Portugiesen und die Holländer traten sofort in schärfste Konkurrenz miteinander. Mancherlei Machenschaften werden aus dieser Zeit berichtet. Die Europäer zogen die Eingeborenen in ihre Streitigkeiten hinein und spielten die Landesfürsten gegen ihre Konkurrenten aus. Wenn es einen Krieg irgendwo im Lande gab, so stand die eine europäische Nation auf der einen, die andere auf der anderen Seite. Diese Zustände erfuhren ihre Zuspitzung, als die britische Ost-Indien Handelskompanie auf dem Schauplatz erschien.

Bemerkenswert ist die Vorgeschichte der Gründung der Ost-Indien-Kompanie, von der S. A. Hassan Meerza in seiner oben erwähnten Schrift an Hand englischer Geheimurkunden erzählt. 1583 traten einige Engländer als kaufmännische Angestellte und Reisende bei russischen Kaufleuten in den Dienst, die den Handel mit Indien betrieben haben. Auf diese Weise gelang es Ralph Fitsch, James Newsberry, Leedes u. a. die Verhältnisse auf dem indischen Markt zu erkunden und zugleich die Kontrolle des Seeweges, die damals in den Händen der Portugiesen und der Holländer lag, zu umgehen. Zwar gelang es der Konkurrenz, diese englischen Geheimagenten für eine Weile unschädlich zu machen, indem sie sie ins Gefängnis geworfen haben. Doch der Kaiser von Delhi befreite die Gefangenen und bestrafte ihre Konkurrenten — hätte Akbar gewußt, wem er diesen Dienst erwiesen und welche Pläne die Briten mit Indien hatten, dann würde er den Geschädigten niemals ein Hukum-Noma, einen Schutz- und Freibrief für Handels- und Gewerbeausübung, als Entschädigung für das erlittene Unrecht gegeben haben. England zeigte sich

[4]) Nach S. A. H. Meerza: „Die Weltwirtschaftsrenaissance".

einem Nachkommen dieses Wohltäters gegenüber dreihundert Jahre später erkenntlich — auf englische Weise, nämlich, indem der Major Hodson den indischen Erbprinzen im Jahre 1857 im Gefängnis erschoß. Heute sind die Nachkommen der Mogulendynastie, wie man sagt, arme Gemüsehändler und halten ihre Abstammung geheim.

Die englischen Geheimagenten wußten, die ihnen gewährte Freiheit zu nutzen. Ralph Fitsch, das Haupt dieser Organisation erforschte mit großem Erfolg Bengalen, Pegu, Siam, Malakka und Kolombo, während seine Unteragenten hauptsächlich den Markt und die Handelsweise der portugiesischen und holländischen Konkurrenz beobachteten. Die Berichte dieser Erkundungreise werden in England übrigens geheim gehalten[5]).

Auf Grund dieser Erkundung wurde 1600 in London die Ost-Indien-Handelsgesellschaft gegründet und mit königlichen Privilegien ausgestattet. Es wurde ausdrücklich betont, daß dies eine private Gesellschaft sei. Dabei bemühte sich die englische Regierung (der Königin Elisabeth) um Anbahnung des Geschäftsverkehrs dieser „privaten" Gesellschaft mit Indien. Sie schloß im gleichen Jahre einen Vertrag mit dem Kaiser Dschelal-ed-din Akbar, dessen weitschauende und großzügige Politik wir schon kennen gelernt haben, ab, nach dem den Engländern Handelserlaubnis erteilt wurde, unter der ausdrücklichen Zusicherung von seiten dieser, daß sie gleich der indischen Vaischyas-Kaste auf alle Rechte in diesem Lande verzichteten. Gleichzeitig versicherte sich England vertraglich des Niederlassungrechtes in Bengalen, und zwar wurde dieser Vertrag mit dem Soba-e-Bengal und Orissa (dem indischen Gouverneur von Bengalen usw.) abgeschlossen. Bengalen war seit je ein Mittelpunkt der indischen Kultur, des Handels und der Industrie namentlich der Textilindustrie, die zwar in Handbetrieb und als Heimindustrie betrieben wurde, jedoch die Hauptquelle des Reichtums des Landes bildete.

Mit der Niederlassung der Ost-Indien-Kompanie in Kalkutta begann in Indien die Zeit der gemeinsten Intrigen der europäischen Handelsnationen untereinander und auch innerhalb der eingeborenen Bevölke-

---

[5]) Interessant ist die Geschichte, die Hassan Meerza wiedergibt, wie die Holländer den Großmogul vor England und seinen Plänen warnen wollten. Der großmächtige Kaisar-i-Hind lachte natürlich überlegen, wenn Holländer und Portugiesen ihm die englische Gefahr schilderten. Was konnte ihm ein fernes kleines Inselvolk schon antun! Daraufhin zeichnete ein Holländer eine politische Karrikatur, in der er den britischen Grundsatz „divide et impera" bildlich darstellte. Der Rabe und die Katze erbeuteten gemeinsam ein Stück Käse, konnten aber über die Teilung nicht einig werden, worauf sich der Affe erbot, als Schiedsrichter dies Geschäft zu übernehmen. Er holte sich eine Waage herbei und biß jedesmal von dem schwereren Stück etwas ab — bis von dem Käse nichts übrig blieb, der Schiedsrichter sich aber weiter im Glorienschein der Gerechtigkeit sonnen durfte. Statt dem Warner zu danken, steckte ihn der Großmogul ins Gefängnis, weil die Darstellung von Menschen in Tiergestalt nach indischen religiösen Vorschriften verboten ist. Das Bild soll sich immer noch in Händen von Indern befinden, obgleich sich Lord Kitchener bemüht habe, es in seinen Besitz zu bringen.

rung. Nach indischer Meinung ist der Niedergang der Mogul-Dynastie und der Zerfall des Reiches ausschließlich auf die Ränke der Engländer zurückzuführen. Wir haben gesehen, daß es nicht ganz so war. Immerhin, die Machenschaften der Ost-Indien-Kompanie haben den Verfall des Reiches zweifellos beschleunigt und der unglücklichen Bevölkerung der Halbinsel viel Blut und Reichtum gekostet.

Englische Geschichteschreiber suchen die Verantwortung für die Tätigkeit der Ost-Indien-Kompanie von ihrem Lande abzuwälzen, indem sie behaupten, diese Gesellschaft von Seeabenteurern habe mit der britischen Regierung nichts zu tun. Tatsache aber war, daß vor dem englischen Parlament nicht selten Angelegenheiten der Kompanie behandelt wurden und daß die Regierung es war, die die Handelsverträge mit dem Kaiser von Delhi abschloß. Das ganze englische Volk hatte ferner Anteil an der Beute, die die Abenteuerer aus Ost-Indien in die Heimat brachten und als „sehr reiche und sehr cholerische ältere Herren" großzügig verbrauchten, wie H. G. Wells sich ausdrückt. England ist von der Verantwortung für die Untaten der Ost-Indien-Kompanie keineswegs reinzuwaschen.

Die Briten erringen Oberhand

Betrachtet man die Geschichte der Eroberung Indiens durch die englische Ost-Indien-Gesellschaft, so staunt man immer wieder über die Tatsache, daß eine Handvoll Abenteuerer im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten nicht nur den Wettbewerb anderer und mächtigerer europäischer Nationen ausgeschaltet, sondern auch ein Land mit vielen Millionen Einwohnern und schier unermeßlichen wirtschaftlichen Reserven restlos unterworfen und beherrscht hat. Wenn der Engländer angesichts solchen Erfolges die Hände faltet und unter frommem Augenaufschlag von einer besonderen Gunst Jehovahs spricht, so ist das nicht weiter verwunderlich. Zu groß war das Mißverhältnis der Kräfte zwischen dem Häuflein der Eroberer und der Masse der Unterworfenen. Die Überlegenheit der europäischen Waffen machte es nicht allein, sie hätte niemals das Verhältnis der Zahl ausgeglichen — Millionen und Abermillionen gegen ein paar Tausend! Die Moslemin, die seinerzeit Indien erobert hatten, waren den Indern nicht in dem Maße zahlenmäßig unterlegen. Und sie waren ja auch noch da, als die Engländer mit ihrem Eroberungwerk begannen. Nein, für einen Christen ist es klar: es ist hier nicht ohne Jehovahs oder der Vorsehung Gunst abgegangen.

Die Gunst des judenchristlichen Gottes bestand jedoch lediglich in den Verhältnissen, die die Engländer in Indien vorgefunden hatten und die es ihnen auch heute noch ermöglichen, das Riesenland unter einem Minimum an Kraftentfaltung zu beherrschen. Es ist dies das Chaos der Rassen und Völker, das die Volkskraft des Landes zersetzt, körperlich vergiftet hat. Es ist dies das verhängnisvolle Kastenwesen, das das Volk in Ketten gelegt und eine Schicht von der anderen mit unüberwindlichen Mauern getrennt hat. Und es ist vor allem die schicksalgläubige okkulte Religion, vielmehr die Unzahl solcher Religionen, die entweder durch das Karmagesetz jede Kampf und Abwehrkraft der Gläubigen lähmen oder ihren Willen in orgiastischen Kulten umnebeln, oder mit der Hoffnung auf ein besseres und schöneres Leben nach dem Tode dem Ungemach der Gegenwart gegenüber gleichgültig machen — oder alles dies zusammen bewirken.

Alles dies macht eine Einheit, eine seelische Geschlossenheit der Bevölkerung Indiens unmöglich, und diese Geschlossenheit ist eben unerläß-

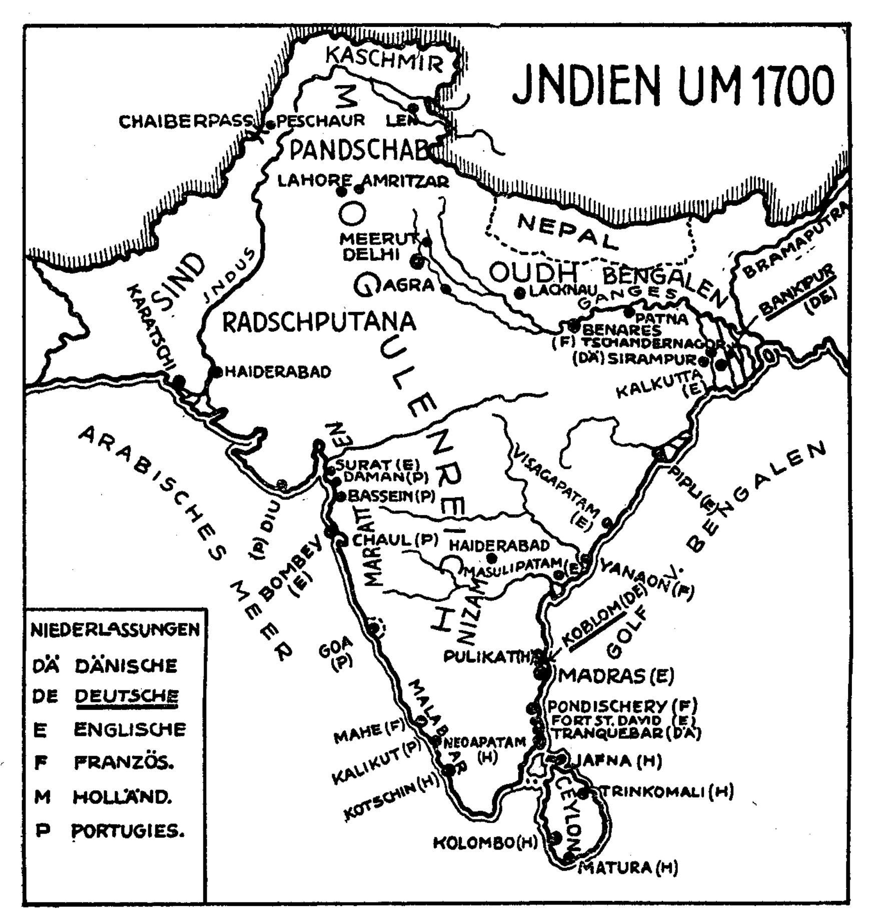
liche Voraussetzung eines Freiheitkampfes. Jede Kaste, jede Sekte, jeder Stamm und schließlich jedes Dorf, darüber hinaus aber jeder einzelne Mensch unterwarf sich, empörte sich, kämpfte oder duldete für sich, allein, ohne Zusammenhang und ohne Verbindung mit dem Ganzen. Jeder Fürst ließ sich allein niederzwingen oder zu einer Bundesgenossenschaft bewegen. Sonderinteressen der kleinsten Gemeinschaften ließen es nicht zu, daß sich diese in die allgemeine Abwehrfront eingliederten. Man darf nicht vergessen, daß das Religiöse, der Glaube, das Leben eines Hindu viel mehr und restloser durchdringt, als es bei einem Europäer z. B. der Fall ist — obgleich das Wort Europäer als Gegensatz zum Inder eigentlich vermieden werden sollte, da unter den verschiedenen europäischen Völkern fast ebenso große Rasseunterschiede vorhanden sind wie unter den Indern. Immerhin, ein Deutscher z. B., der ebenfalls unter einer pazifistischen[1]) und artfremden Religion schmachtet, wird im Ernstfalle selten den Geboten seines Religiongründers folgen, sondern handeln, wie ihm sein Deutsches Blut vorschreibt — sonst wäre Deutschland ja längst nicht mehr! Der Hindu dagegen wird ebenso selten die Gebote und Vorschriften seines Glaubens außer acht lassen und auch dann nach ihnen handeln, wenn sie ihm und den Seinen offensichtlich schaden.

In diese Umgebung drangen die englischen Abenteuerer mit einem rücksichtlosen und hemmunglosen Willen, zu herrschen, und bewaffnet mit dem alten, bereits im römischen Imperium bewährten Grundsatz „divide et impera", teile und herrsche, ein. Zunächst richteten sie ihr Augenmerk darauf, die Konkurrenz auszuschalten. Dabei paktierten sie bald mit dem einen, bald mit dem anderen, spielten auch die eingeborenen Fürsten gegen ihre europäischen „Brüder" aus und schreckten vor keinem Gewaltmittel und Betrug zurück, um ihr Ziel zu erreichen. Es wäre nicht richtig, wenn man annehmen würde, die anderen Europäer hätten es anders gehalten. Aber sie waren die Unterlegenen, mithin waren sie weniger verlogen, pfiffig und gewalttätig als die Briten. Einer nach dem anderen verschwanden sie von der Halbinsel oder wurden in ihren Besitzungen derart eingeengt, daß sie das Monopol der Engländer nicht mehr gefährden konnten. Am gründlichsten räumten die Briten mit den Dänen, den Deutschen und den Holländern auf. Keines von diesen Völkern hat heute noch eine Niederlassung auf der ostindischen Halbinsel. Ein Blick auf die Kartenskizze zeigt, wie die Besitzungen der europäischen Völker gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Indien verteilt waren. Hundert Jahre später waren es nur noch ein paar portugiesische und französische Kolonien, deren Bedeutung nahezu gleich Null war.

Das Schicksal des holländischen Besitzes in Vorderindien entschied sich

---

[1]) Das Christentum kennt keine sittlichen Kriege, die im Namen der Volkserhaltung geführt werden, es kennt nur den Kampf aller gegen alle im Namen der Religion, also nur Vernichtung von Andersgläubigen ist nach dieser Lehre sittlich und moralisch. Es ist somit im Sinne der Volkserhaltung eine pazifistische Religion. Siehe darüber „Erlösung von Jesu Christo" von Dr. Mathilde Ludendorff.



in Europa, wo der englische Piratenadmiral Blake die Flotte der Niederlande vernichtete. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts mußten sich die Holländer auf ihre Besitzungen im Insulinde zurückziehen. Die Deutschen Faktoreien in Koblon und Bankipur verschwanden ebenfalls in der Folge der Entwicklung in Europa. Kaiser Karl VI., der sie gegründet hatte, besaß nicht die Macht, sie aufrechtzuerhalten. Nachdem Prinz Eugen von Savoyen, der kaiserliche Heerführer, zweimal die Deutschen Besitzungen in Indien besucht hatte (1717 und 1718), begannen die Engländer mit dem bewährten Mittel der Propaganda zu arbeiten, um diesen neuen und erfolgreichen Konkurrenten auszuschalten. Schon damals kam das Schlagwort vom Deutschen Imperialismus auf, der sich nicht mit Handelsbeziehungen begnügte, sondern sich die Eroberung Asiens zum

Ziel gesetzt hätte. Als Beweis wurde der Kreuzzug Friedrich Rotbarts angeführt, der nur durch seinen Tod daran verhindert wurde, ganz Asien zu erobern. Doch als diese Propaganda bei dem Großmogul nichts fruchtete und auch die Beschuldigung, unmäßige Gewinne eingestrichen zu haben, nach einer Nachprüfung der Deutschen Handelsbücher durch bengalische Behörden zusammenbrach, wurde die Waffe des wirtschaftlichen Boykotts ins Feld geführt. Schließlich aber setzten es die britisch-französischen politischen Intrigen durch — hier wirkten die beiden größten Konkurrenten in Indien gemeinsam —, daß der indische Gouverneur von Bengalen die Reste der teilweise bereits geräumten Deutschen Faktoreien überfallen und die Deutschen vertreiben ließ, während die in der Nachbarschaft sitzenden Engländer — in Tschinsurah und Kalkutta — und Franzosen — in Tschandernagur — diesem Überfall tatenlos zusahen. Hassan Meerza behauptet freilich, daß der Überfall nicht von Indern, sondern von verkleideten und bemalten Franzosen ausgeführt worden wäre, doch dies ist unwesentlich. Die Deutsche Unternehmung in Ostindien brach damit zusammen.

Es wird den wenigsten Deutschen bekannt sein, daß auch Friedrich der Große zwei Deutsche, vielmehr preußische Unternehmen, die den Handel mit Ostasien, auch mit Indien, zum Gegenstand hatten, gründete und beschirmte. Es war dies das Unternehmen „Embden" und die am 24. 1. 1753 gegründete Bengalische Handelsgesellschaft. Näheres darüber, vor allem über den Kampf der Briten gegen diese wiederauflebende Konkurrenz der Deutschen ist in dem Geheimbericht des Rates von Kalkutta an die Direktion der Königlichen (britischen) Ost-Indien-Gesellschaft vom September 1754 enthalten. Nach Hassan Meerza begünstigte ein indischer Fischer-Geheimbund die Handelsverbindungen mit den Deutschen, wohl aus Opposition gegen die Engländer. Der Führer dieser ursprünglich rein religiösen und kultischen Geheimbünde, die später politischen, anti-britischen Zielen dienten, war ein Pandit (Gelehrter) Nanda Komar, der später den Engländern verraten und von ihnen hingerichtet wurde[2]).

Wie ich schon sagte, mischten sich die Europäer in die von indischen Stämmen und Fürsten geführten Kriege ein und entschieden sie häufig durch ihre bessere Bewaffnung und die bessere militärische Schulung ihrer Truppen. So hat ein französischer Führer, Dumas, den Überfall der Marathen auf den Nawab von Karnetik, allerdings erst als dessen Truppen bereits geschlagen und er selbst im Kampf getötet waren, zurückgewiesen, den Marathen eine Niederlage beigebracht und die Hinterbliebenen des Nawabs in ihre Heimat zurückgeführt und beschützt. Dafür erhielt Dumas als einziger Europäer von dem Kaiser von Delhi einen Titel, der mit dem Vorrecht verknüpft war, viertausendfünfhundert Pferde halten zu dürfen, und wurde selbst zum Nawab ernannt.

---

[2]) Siehe S. A. H. Meerza, „Die Weltwirtschaftsrenaissanc".

Die Hauptkampfzeit zwischen Engländern und Franzosen liegt in den Jahren von 1604 bis 1761, deren Brennpunkt aber 1751—1761. Auf französischer Seite traten Dupleix und Bussy als Führer in den Vordergrund. Auf englischer errangen Clive und Warren Hastings eine Berühmtheit — in jeder Beziehung. Sie waren beide zweifellos tüchtige Organisatoren und gewiegte Politiker, beide aber skrupellos in dem Gebrauch von Mitteln und, wenn es die Belange der Ost-Indien-Gesellschaft erforderten, grausam und brutal. Interessant ist, daß beide von dem englischen Parlament wegen Übergriffe angeklagt wurden. Robert Clive endete 1774 durch Selbstmord, nachdem das Parlament ihn der Gewalttaten und Grausamkeiten für schuldig gesprochen hatte. Hastings gelang es (1792) einen Freispruch zu erwirken.

Englische Machenschaften veranlaßten einen Nawab (indischen Fürsten), die Franzosen 1746 bei Madras anzugreifen. Immerhin konnten sich die Franzosen zuerst siegreich gegen die Engländer behaupten, bis sie in dem zehn Jahre dauernden Kriege endgültig geschlagen und aus der Mehrzahl ihrer Niederlassungen vertrieben wurden.

Inzwischen gewannen die Engländer immer mehr Einfluß und Macht in Indien. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß die Europäer ursprünglich lediglich als Händler ins Land kamen und sich Waren- und Lagerhäuser in gewissen, vertraglich ihnen zugewiesenen Ortschaften, meist längs der Küste, errichteten. Zwistigkeiten untereinander führten dazu, daß diese friedlichen Niederlassungen festungartig ausgebaut und in diese Festungen oder Forts Besatzungen aus angeworbenen Truppen gelegt wurden. Allmählich, für die Wachsamkeit der indischen Machthaber fast unmerklich, wuchsen diese Besatzungen zu kleinen, gut geschulten und tadellos ausgerüsteten Armeen an, die, wie wir es im Falle Dumas schon gesehen haben, entscheidend in die inneren Kämpfe Indiens einzugreifen vermochten. Die indischen Fürsten sahen solche Armeen, die ihnen im Falle eines Krieges mit den Nachbarfürsten gewissermaßen als Leibgarde dienen konten, nicht ungern. Und der Großmogul in Delhi war inzwischen zu einem machtlosen Oberherrscher geworden und vermochte nicht, die Handlungen seiner Unterfürsten irgendwie zu beeinflussen.

Ein altes persisches Sprichwort besagt, daß dem Engländer beim Eindringen in ein neues Land vier „G" voranzugehen pflegen: Gospel (Evangelium), Grog (Alkohol), Girl (Mädchen) und Gun (Kanonen). So verfuhren sie auch in Indien. Die „gospel" benutzten sie allerdings nicht allein. Das taten alle Europäer gern, um ihrer Volksausraubung in Übersee oder sonstwo in nichtchristlichen Ländern eine gewisse Heiligkeit zu verleihen. Der „grog" spielte in den Machenschaften der Engländer eine wichtige Rolle, namentlich in Verbindung mit dem dritten „G", „girl", dem Mädchen. Englische Agenten freundeten sich mit Vorliebe mit den jungen und lebenshungrigen Fürstensöhnen an, bis es ihnen gelungen war, sie zum Weintrinken zu verführen. Damit hatten sie sie in der Hand, denn Weintrinken war für einen Moslem eine Todsünde.

Die derartig Verführten waren nun von der Verschwiegenheit ihrer Verführer abhängig. Welche schriftlichen Zugeständnisse und Versprechen ihnen bei solchen heimlichen Kneipereien unter Alkoholrausch abgelockt wurden, kann man sich schon denken. Hassan Meerza schreibt, daß sich solche im Lande herumreisenden englischen Handelsagenten besonders auf Heiratvermittlung gelegt hatten. Im Rausch veranlaßten sie den jungen Fürstensohn zu einem Heiratversprechen, namentlich wenn sie wußten, daß sein Vater gegen eine solche Verbindung sein würde. Dadurch und durch mancherlei andere Machenschaften trieben sie einen Keil zwischen die alte und die junge Generation, spielten sich dann als Freunde und Helfer des einen Teiles auf, um dann die Rechnung an die Dankbarkeit des Betroffenen vorlegen zu können[3]).

Solche heimlichen Kneipereien brachten manch einen Hindufürsten auf den Geschmack des Weins. Ja, sogar der Kaiser Dschehangir wurde zur Auffassung verlockt, Weintrinken sei keine Sünde, und veranstaltete häufig regelrechte Gelage, ohne dabei allerdings seine Pflichten als Regent zu vernachlässigen. Englische Missionare halfen dabei, indem sie Schriften zur Verteidigung des Weingenusses verfaßten, im Volke aber ausstreuten, der Kaiser habe die Vorschriften der Religion verletzt, indem er und sein Hof Wein trinken.

Unruhen auf den Bazaren veranlaßten den Kaiser, ein Verbot des Weintrinkens und — der „Heiratvermittlung" zu erlassen. Immerhin wurde durch englische Manöver die Stellung des Großmoguls in den Augen des Volkes erschüttert, das das Schwinden der kaiserlichen Macht als direkte Folge seines Lebenswandels ansah. Interessant ist, daß die Engländer sich auch hier von jeder Verantwortlichkeit reinzuwaschen verstanden. Aus der Tatsache, daß bei den Kneipereien der indischen Fürsten französischer Champagner getrunken wurde, konstruierten sie eine Schuld der Franzosen an der Verseuchung der sittenstrengen Moslemin mit ihrem Wein.

Auch der Krieg zwischen Dschehangir und Dschehan Schah, seinem Sohn und Thronfolger, wird als eine Folge englischer Machenschaften angesprochen. Das Verbot des „Brauthandels" verärgerte außerdem nicht nur die jungen Fürsten, denen dadurch die schönen Radschput-Mädchen entgingen, sondern auch die vielen kleinen Radschas, die um das

---

[3]) Diese „Heiratvermittlung" hat aber noch eine andere Bedeutung. Die „vermittelten" Bräute gehörten ausschließlich den kleinen und zum Teil verarmten Radschputen-Fürstengeschlechtern an, die froh waren, ihre Töchter an reiche Radschas zu verschachern und deshalb die eigenartige „Geschäftsverbindung" mit den Engländern gern unterhielten. Nach indischer Sitte bekamen sie ja auch einen ansehnlichen „Kaufpreis" für die Braut. Die Verantwortlichen an diesem „Brauthandel" waren immerhin die Engländer, die außer einer Vermittlervergütung noch politische Geschäfte damit machten. Später aber verbreiteten sie, wie z. B. der Deutschenhasser Rudyard Kipling, die Radschputenradschas treiben gewerbsmäßigen Mädchenhandel, indem sie ihre Töchter an die Radschas von Oudh und an die Semindars (Gutsbesitzer) im Süden verkauften. Eine echt englische Handlungweise!

Brautgeld betrogenen Schwiegereltern. Es kam auch zu einer ganzen Reihe von Kriegen zwischen diesen und dem Kaiser. Die Waffen dazu lieferten die Briten — den beiden Seiten.

Auf diese Weise begünstigten die Engländer durch ihre Agenten die fortschreitende Zersplitterung der indischen Zentralgewalt. Der Marathenaufstand und die damit verbundene Teilung der Halbinsel in zwei große Teile war nicht ohne ihr Zutun erfolgt. Nachher, als der Thron von Delhi infolge des Vorgehens der Marathen nur noch ein Schemen war, erschienen die Engländer als Retter, festigten die Macht des neuen, von ihnen eingesetzten Großmoguls und verhinderten das weitere Vorgehen der Marathen, die sich der britischen Oberherrschaft nicht unterwerfen wollten. So kam auch das vierte G, gun, zur Geltung. Die danach erfolgte Spaltung des Marathenreiches in mehrere unabhängige und einander befehdende Königreiche ist eine Folge des englischen politischen Spieles gewesen.

Als die Fürsten von Bengalen und Oudh sich gegen das Vorgehen der Ost-Indien-Gesellschaft wandten und gegen die Engländer mit bewaffneter Macht vorgingen, wurden sie bei Plessey (1757) und Buxar (1764) vernichtend geschlagen. Nunmehr waren das reiche Bengalen und Oudh in englischer Macht. Die Ost-Indische-Gesellschaft, die ursprünglich mit Pfeffer, Tee und Textilwaren handelte, hatte nun mit königlichen und Fürstentümern zu tun, die ihrer Gewalt unterworfen waren. Sie erhob Steuern von riesigen Gebieten, legte Strafen für wirklichen oder eingebildeten Ungehorsam auf und konnte nun die zahllosen Völker und Stämme nach Belieben aussaugen und bedrücken. Daß es dabei nicht ohne übelste Übergriffe und blutigste Unterdrückung der Unterworfenen abging, ist klar. Eine Privatgesellschaft und deren Privatangestellte, -beamte und -generale waren ja eigentlich keiner Überwachung und keiner oberen Behörde unterstellt. Sie fühlten sich und waren auch in der Tat unabhängig und niemand eine Rechenschaft für ihre Taten schuldig. Der Umstand, daß die Gesellschaft mit königlichen Privilegien ausgestattet war und ihre führenden Männer ab und zu einmal sich vor dem Parlament zu verantworten hatten, wie Clive und Hastings, änderte an dieser Tatsache nicht viel.

Die Ausraubung des indischen Volkes, hauptsächlich aber die Mißachtung der religiösen Bräuche und Bestimmungen der Hindu durch die christlichen Engländer führten zu häufigen Auflehnungen der Inder, die als örtliche und meist spontane Unternehmungen durch die Briten stets blutig und ohne große Schwierigkeiten niedergeworfen wurden. Schließlich brach die berühmte „mutiny", Meuterei, wie die Engländer den Aufstand von 1857 nennen, aus und bedrohte ernsthaft den Bestand des Raubstaates der Ost-Indien-Gesellschaft.

Hinter den Kulissen wirkten, angefeuert durch den kürzlichen Sieg Afghanistans, allerlei indische Geheimgesellschaften, so der tantrisch-hinduistische Geheimbund Set Bhai („Sieben Brüder"). Der Aufstand brach in

Mirut aus, angeblich wegen einer Kleinigkeit: die Hindusöldner der von der Ost-Indien-Gesellschaft angemusterten Armee sollen entdeckt haben, daß die Patronen, die ihnen für ihre Gewehre geliefert waren, mit Kuh- und Schweinefett eingefettet waren. Für den Hindu ist die Kuh heilig, für den Moslem das Schwein — unrein. Die Patronenspitzen aber mußten vor dem Gebrauch abgebissen werden. Darum empörten sich die Sepoys, die eingeborenen Soldaten, und töteten ihre Offiziere. Offensichtlich sollte diese Revolte in Mirut lediglich als Signal für einen allgemeinen Aufstand dienen und war von den Verschwörern darum sorgsamst vorbereitet; denn anschließend erhob sich Delhi zu einem blutigen Mord an den Europäern. In Lacknau und Kanpur wurden die englischen Zwingherren, allerdings unter unmenschlichen Grausamkeiten, restlos niedergemacht. An der Spitze des Aufstandes stand, wohl als Werkzeug der Geheimbünde, Nena Sahib, der Thronfolger des Maharadscha (Großkönig) Badschi-Raos von Bithur, dem natürlich die Verantwortung für alle diese Grausamkeiten und Massenmorde in die Schuhe geschoben wird. Man vergißt dabei freilich den aufgespeicherten Groll der seit langen Jahren durch die Engländer ausgesaugten und mißhandelten Hindus, die dazu auch in ihren heiligsten religiösen Anschauungen — mögen sie auch noch so irrig sein — beleidigt wurden. Die Grausamkeiten der Hindu sind natürlich nicht gut zu heißen. Aber schlimmer noch waren die sich daran anschließenden Greuel, die die „zivilisierten" und christlichen Engländer an den Eingeborenen verübten.

Der Aufstand wurde dank der Tatkraft und Kühnheit der englischen Führer Nicholson und Lawrence sehr bald niedergeworfen. Er hat auch nicht das ganze indische Volk unter seinen Fahnen vereinigen können. Die größte Mehrheit sah untätig zu, besonders der Süden, wo die Drawidenbevölkerung stärker vertreten war. Im Norden aber stellten sich die Sikhs, die die Muhammedanergreuel unter Aurangzeb nicht vergessen konten, die kürzlich in Nepal eingewanderten und diesen Grenz- und Gebirgsstaat beherrschenden Gurkhas und die Pandschab-Truppen — Mohamedaner — auf die Seite der Engländer. Mit ihrer Hilfe wurde das Feuer der Revolution im Blut erstickt. Aller Welt ist bekannt, wie die Engländer mit den gefangenen „Meuterern" verfuhren. Sie banden sie an die Mündungen der Geschütze und ließen sie mit Kanonenschüssen in Stücke reißen[4]). Sie ließen eine große Anzahl davon öffentlich zur Abschreckung auf andere Weise hinrichten. Sie ertränkten die „Meuterer" zu Tausenden. Sie unterwarfen bei dieser Gelegenheit eine ganze Reihe kleinerer Staaten gänzlich ihrer Gewalt und beseitigten alle Radschas, die irgendwie der Sympathie mit den Aufständischen verdächtig waren.

---

[4]) Das Vorbinden vor die Kanonen pflegten allerdings bereits die Portugiesen bei ihren „Auseinandersetzungen" mit den Eingeborenen anzuwenden. Es muß also der Gerechtigkeit wegen vermerkt werden, daß dies keine britische Erfindung ist.

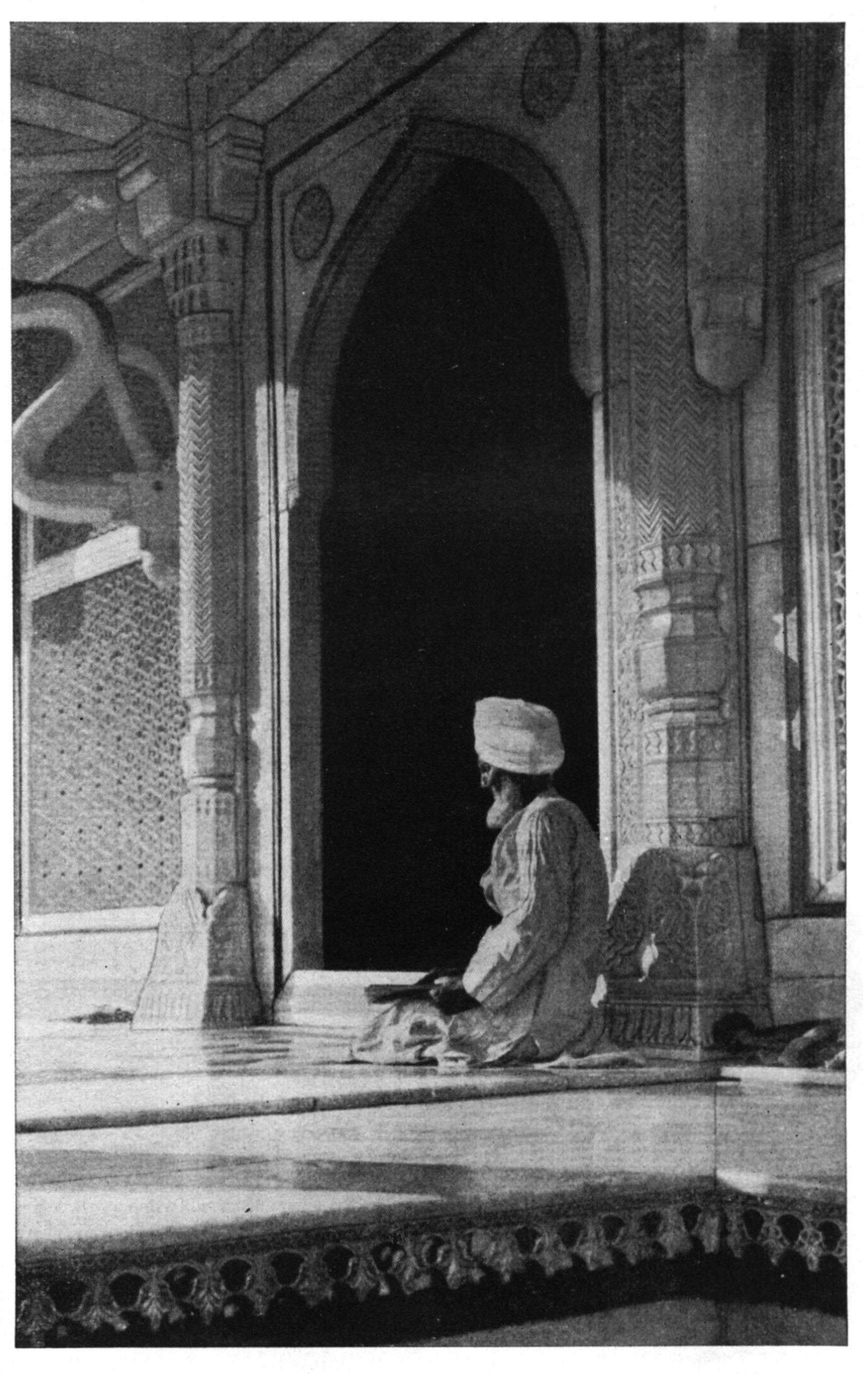
Der Aufstand versickerte nach und nach zu einem Buschkrieg im Oudh. Nena-Sahib blieb verschollen — vermutlich beseitigten die Geheimbünde diesen Führer, der letzten Endes versagt hatte, selbst.

Eins hatte der Aufstand jedenfalls erreicht: England ließ die Maske vollends fallen und übernahm das berüchtigte Erbe der Ost-Indien-Gesellschaft. Durch die Parlamentsakte „Zwecks Schaffung einer besseren Regierung für Indien" wurde das Kaiserreich Indien in den britischen Staatsverband übernommen. Der ehemalige Generalgouverneur wurde Vizekönig und Stellvertreter des „Kaisar-i-Hind", dessen Titel seit 1877 der englische König trägt. Die Rolle der Direktion der Ost-Indien-Gesellschaft aber wurde einem Staatssekretär (Minister) übergeben, der dem Parlament verantwortlich ist. Es ist allerdings eine Frage, ob die Akte eine bessere Regierung für Indien geschaffen hatte. Doch der Aufstand und sein Verlauf haben wieder einmal gezeigt, wie verhängnisvoll die Rassenmischung, die Kastenordnung und Okkultismus als Religion für die Erhaltung eines Volkes sein müssen. Sie hatten die indische Volkseinheit zerstört und somit die Möglichkeit einer allgemeinen Empörung untergraben. Es ist dies eine erschreckende Lehre für alle Völker!

Indien von heute

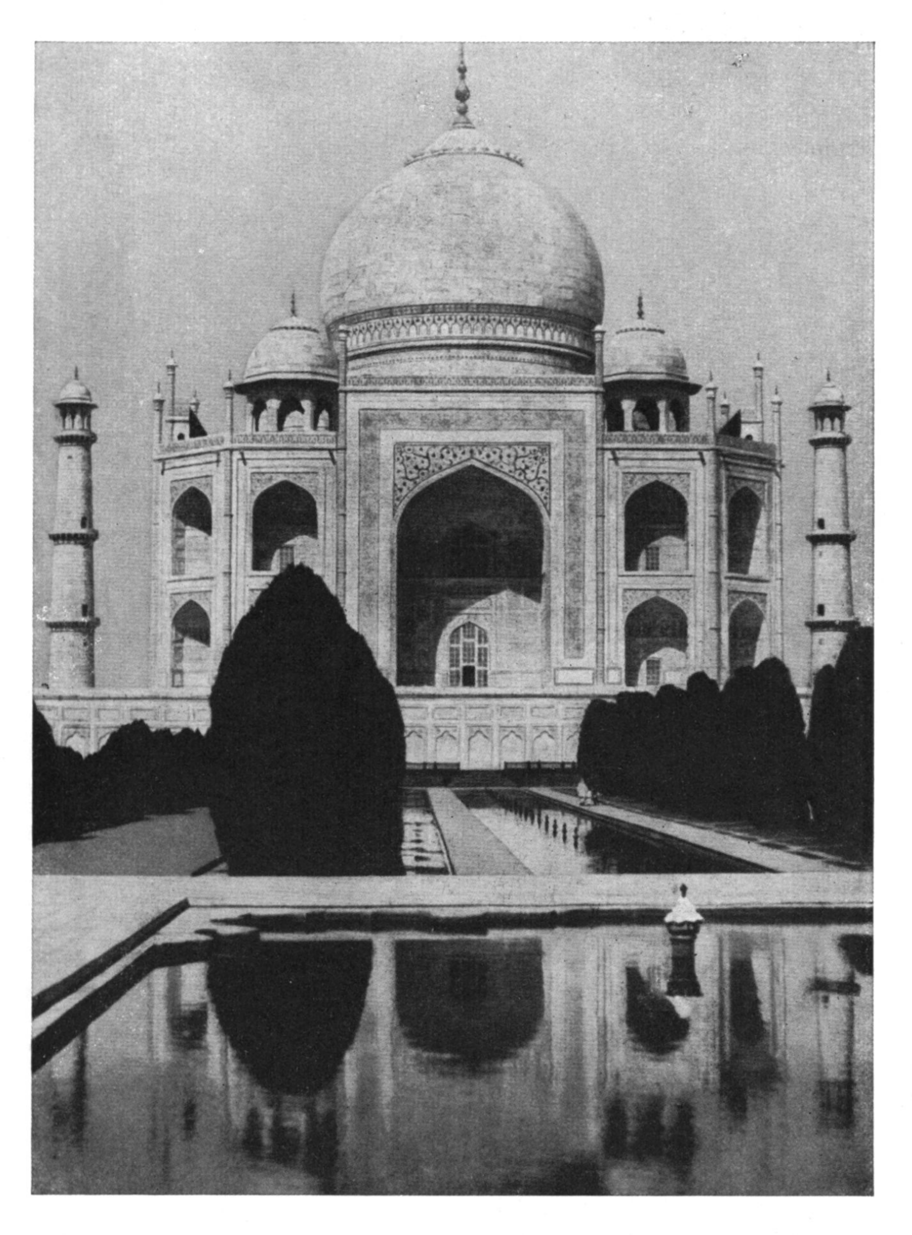
Seit der Übernahme Ostindiens durch das britische Reich blieben die Verhältnisse dort im wesentlichen so, wie sie 1858 waren. Es wurden lediglich noch mehr ehemals selbständige Staaten auf der Halbinsel, wie Manipur, Tschitral u. a., unterworfen, der in der Geschichte Indiens verhängnisvolle Chaiberpaß (Khyber) an der Nordwestgrenze nach dem zweiten englisch-afghanischen Kriege 1878—1879 unter britische Kontrolle gebracht und schließlich das im Osten angrenzende Burma erobert und als Provinz in das Kaiserreich Indien eingegliedert. Dieses Kaiserreich besteht heute aus etwa 650 selbständigen Königreichen verschiedenster Größe unter einheimischen Herrschern, die aber in der Tat lediglich Puppen in der Hand der britisch-indischen Regierung sind, und aus britisch-indischen Provinzen, die diese „selbständigen" Staaten so umschließen, daß aus der Scheinselbständigkeit niemals eine wirkliche Unabhängigkeit werden kann. Die Radschas halten sich britische „Berater" und „Residenten", die in Wirklichkeit die gesamte Politik dieser Staaten machen — was ihnen noch die britisch-indische Regierung zu machen überläßt. Die meisten indischen Prinzen werden in englischen Kollegs, meist in England, erzogen und im Sinne der Unvergänglichkeit und Unüberwindlichkeit der britischen Weltmacht mit freimaurerischen Ideen suggeriert. Man kennt in Europa diesen Typ des steinreichen indischen, von einem Luxusort zum anderen mit einem Harem und ganzem Hofstaat reisenden „Nabob", der in den internationalen Hotels stets eine ganze Flucht von Zimmern belegt und mit unwahrscheinlich großen Edelsteinen, die er und seine Begleitung tragen, beim internationalen Nichtstuerpublikum Aufsehen erregt. Es ist klar, daß solche Fürsten an der Erhaltung des heutigen Zustandes in Indien sehr interessiert sind, der ihnen müheloses Einkommen und vollkommene politische Selbstherrlichkeit und Verantwortungslosigkeit gewährleistet.

Die größeren „unabhängigen" Staaten innerhalb des britisch-indischen Kaiserreiches sind Maisur und Haiderabad im Süden, Kaschmir und Patiala, das ehemalige Reich der Sikhs, im Norden und eine Reihe kleinerer Radschputanastaaten, ferner die ehemaligen Maratthenstaaten Baroda, Indor, Gwalior u. a. in Mittelasien. Eine größere Unabhängigkeit haben sich bis jetzt Nepal und Butan im Himalaya bewahrt, jedoch ist der Maharadscha von Nepal ein treuer Bundesgenosse Eng-



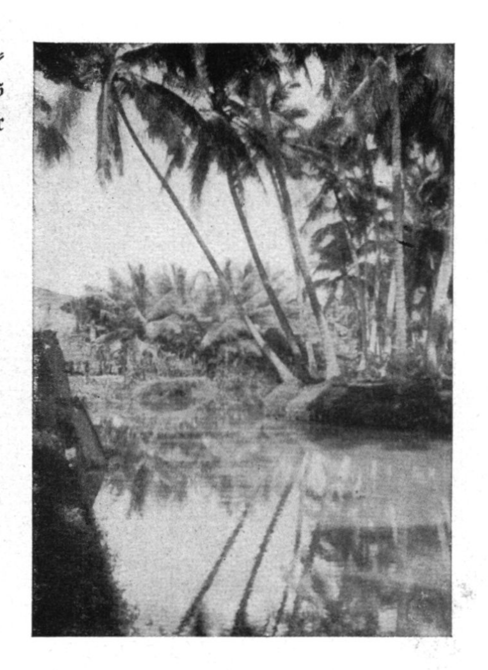
Das Grabmal des Scheichs Salim Tschischti in der toten Stadt Fatehpur Sikri

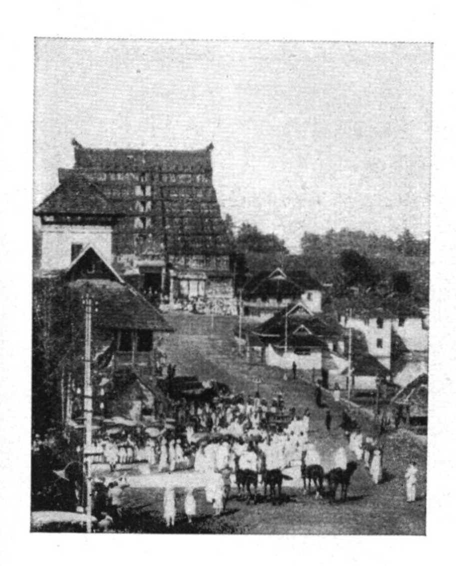
(Siehe Abschnitt „Die grüne Fahne des Propheten", Seite 27—34)



Tadsch Mahal bei Agra, ein Grab- und Gedenkmal, das der Großmogul Schah Dschehan seiner verstorbenen Lieblingsfrau errichten ließ (um 1650)

Landschaft an der Westküste Südindiens (Malabar), das Reich des Maharadschas von Trawankur





Festzug zum Padmanabha-Tempel in Triwandrum, Hauptstadt von Trawankur, dem ersten Tempel Indiens, zu dem die „Unberührbaren" durch einen Erlaß des Maharadschas von Trawankur, der zugleich Hohepriester seines Landes ist, Zutritt erhalten haben (Siehe Seite 94)



Heilige Kühe auf einer Straße von Kalkutta, ein gewohntes „Stilleben" aller Hindustädte

(Siehe Abschnitt „Indien von heute", Seite 64—72)

lands, der seine Gurkhas bis auf die Schlachtfelder des Weltkrieges in Frankreich schickte, wo sie für Großbritannien bluten durften. Einen Teil des übrigen Gebietes bildeten einige sogenannte Vasallenstaaten, die unter Provinzialregierungen stehen (Feudatory oder Native States), der Rest ist in Provinzen eingeteilt. Ceylon ist eine Kronkolonie, von dem Kaiserreich also getrennt.

Die Bevölkerung Indiens beträgt etwa 340 Millionen, von denen rund 240 Millionen auf Hinduisten (siehe oben), 82 auf Muhammedaner und 14 auf Buddhisten entfallen. Das übrige verteilt sich zwischen Christen, Juden, Parsen u. a. Es ist dabei bemerkenswert und kaum ein Zufall, daß die Fürstengeschlechter der größten „unabhängigen" Staaten in Indinen häufig einem anderen Bekenntnis angehören als ihre Untertanen. So ist der Maharadscha von Kaschmir ein Hindu und 93 vom Hundert seiner Untertanen Moslemin. Der Nisam von Haiderabad ist dagegen ein Mohammedaner, während 95 vom Hundert der Bevölkerung seines Landes Hindu sind. Eine solche Trennung der Fürstengeschlechter vom Volk ist natürlich nicht etwa ein Werk der Engländer. Doch, wenn es nicht so wäre, d. h. wenn diese bedeutenderen Fürstentümer eine Einheit zwischen den Fürsten und dem Volk aufgewiesen hätten, dann würden die Briten sicher dafür gesorgt haben, daß diese Staaten entweder zerstückelt würden oder als Provinzen in den Staatsverband aufgingen.

Die Wehrmacht Britisch-Indiens setzt sich aus etwa 500000 eingeborenen und 55000 englischen Soldaten und steht natürlich unter englischer Führung. Die unteren Stellen in farbigen Regimentern sind jedoch zum Teil von indischen Offizieren besetzt. Die „unabhängigen" Staaten besitzen von Engländern ausgebildete und auch beaufsichtigte Paradearmeen, deren Kampfwert unbedeutend ist. Verschiedene kleine Radschas in den Randstaaten des Himalaya sind durch Bündnisverträge mit Britisch-Indien verbunden und verpflichtet, Grenzschutzdienste nach Norden und Nordwesten zu leisten. Die Polizei wird fast ausschließlich aus Eingeborenen rekrutiert, und auch im britisch-indischen Sicherheitdienst, dem Intelligence Service, arbeiten zahlreiche eingeborene Agenten mit. Die Zersplitterung Indiens in Kasten, Sekten und Stämme begünstigt diesen Zustand. Über die verfassungrechtliche Stellung Indiens innerhalb des Empires äußert sich der Engländer H. G. Wells, der im übrigen bestrebt ist, die Untaten seiner Landsleute mit dem Mantel der christlichen und brüderlichen Nächstenliebe — er ist ein Freimaurer hoher Grade — zu bedecken, in seiner „Outline of History": „Nach diesen außergewöhnlichen Richtlinien sind Indien und Britannien miteinander verbunden. Indien ist immer noch das Imperium des Großmoguls, erweitert zwar, doch der Großmogul wurde durch die ‚gekrönte Republik' Großbritannien ersetzt. Indien ist ein autokratisch regierter Staat ohne einen Autokraten. Seine Regierung verbindet die Nachteile der absoluten Monarchie mit der Unpersönlichkeit und Unverantwortlichkeit der demokratischen Büro-

kratie. Der Inder, der eine Beschwerde vorzubringen hat, hat niemand, zu dem er sich damit wenden könnte: sein Kaiser ist ein goldenes Symbol; er ist gezwungen, Schriften in England umlaufen zu lassen oder eine Anfrage im britischen Unterhause zu veranlassen. Je mehr das Parlament nun mit britischen Angelegenheiten beschäftigt ist, um so weniger wird es geneigt sein, Indien seine Aufmerksamkeit zu widmen und um so mehr wird es (Indien) auf Gnade und Ungnade der kleinen Gruppe seiner höheren Beamten ausgeliefert sein."

Selbst aus diesen, gewiß schonenden Worten eines Engländers kann man ersehen, welch rechtloser und der Willkür des Vizekönigs und seiner Untergebenen ausgelieferter Staat das ehemalige Kaiserreich des Großmoguls ist. Wells läßt ferner durchblicken, daß hinter dem Vizekönig die britischen Militärs stecken, und „kein anderer Stand zeichnet sich durch einen derartigen geistigen Stillstand aus wie die Militärkaste in Britannien". Dies bewirkte in den Nachkriegsjahren in Indien eine Reaktion und einen Terror, die selbst der gutwillige Br. H. G. Wells nicht mehr zu bemänteln vermag: „In diesen Jahren und in den Fieberjahren der Unrast, die ihnen folgten, ereignete sich in Indien manches — wie die Metzelei an einer unbewaffneten Menschenmenge in Amritsar, wobei nahezu zweitausend Menschen getötet oder verletzt wurden, Verprügelungen und erniedrigende Gewalttätigkeiten, eine Art amtlichen Terrors, was alles einen tiefen Eindruck machte, als die Hunter-Kommission von 1919 es endlich vor die breite Öffentlichkeit in der Heimat gebracht hatte."

Die Enthüllungen, die dem englischen Volke nun nicht länger vorenthalten werden konnten, da die Greueltaten in Indien sich doch zu sehr herumgesprochen hatten, bewirkten schließlich eine „Verfassungform", die „Akte über die Regierung von Indien von 1919". Obgleich Wells darin eine „Eröffnung einer neuen und glücklicheren Ära" sieht, begegnete diese neue indische Verfassung tiefem Mißtrauen und zum Teil einer entschlossenen Opposition der Eingeborenen. Versprochen war diese Reform allerdings schon 1917, als England Gefahr lief, den Weltkrieg zu verlieren.

Die Reform rief die schärfste Opposition in Indien hervor, und in dem Abwehrkampf 1919—21 traten Mahatma Gandhi und Pandit Jawaharlal Nehru zum ersten Mal voll in den Vordergrund, zuerst unter der Parole der „non-tax campaign", Steuerverweigerungkampagne, dann der „non-coöperation", des Nicht-Mitarbeitfeldzuges. Besonders die in der Verfassungreform vorgesehene Verteilung der Plätze in der sogenannten Volksvertretung erregte die Empörung der Inder, die darin einen erneuten Versuch sahen, den bereits vorhandenen Zwist zwischen den Hindu und den Mohammedanern noch zu vertiefen. Die 200 Millionen Hindu sollten darin 78, die 80 Millionen Moslemin 117 Plätze erhalten.

Der Grund einer solchen „gerechten" Verteilung der Plätze und Stimmen ist leicht zu ersehen. Die Moslemin fühlen sich in Indien immer noch als Fremdlinge und in zahlenmäßiger Unterlegenheit. Die Regierungmethoden verschiedener Großmogule hinterließen einen tiefen Groll

in den Hindus, die den Kaiser Akbar — mit Recht — ja nie als einen echten Moslem angesehen hatten, seinen Urenkel Aurangzeb aber desto mehr. Außer dem Purdahbrauch, der Sitte, die Frauen in besondere, abgeschlossene und streng bewachte Gemächer einzuschließen und ihnen das Tragen des Schleiers vorzuschreiben, erbten die heutigen Hindu aus jener Zeit eine tiefe Abneigung gegen die Mohammedaner. Wohlgemerkt, diese Abneigung richtet sich selten gegen einzelne Moslemin, auch nicht gegen die Islam-Religion, sondern nur gegen das Mohammedanertum als Ganzes. Es ist deshalb Tatsache, daß die Moslemin, die diese Abneigung spüren und befürchten, im Falle einer allindischen Erhebung auch mit getroffen zu werden, fast ausnahmelos auf der Seite der Briten standen, wenn diese einen Aufstand oder einen Widerstand der Hindu zu überwinden hatten. So war es z. B. während der sogenannten „mutiny" von 1857. In der Hoffnung, sich den Beistand der Moslemin auch weiterhin zu sichern, vor allem aber in der Absicht, den Zwist zwischen Hindu und Mohammedanern zu verewigen, begünstigten die Briten den Islam in jeder Beziehung. Allerdings hängt das auch mit dem politischen Spiel der Engländer im Nahen Osten zusammen, der ja nur oder vorwiegend von Moslemin bewohnt ist. Es steht jedenfalls fest, daß ein Moslem noch vor kurzer Zeit eine Einkommensteuer von mindestens 188 Rupien jährlich zu entrichten hatte, um Wahlrecht zu erhalten, während ein Hindu den Mindestbetrag von 1250 Rupien aufweisen muß. Für Bildungzwecke der Mohammedaner stiftete die britisch-indische Regierung 1588091 Rupien, für denselben Zweck der Hindu 111551 Rupien.

Die Zeitungen berichten häufig von heftigen Zusammenstößen zwischen Hindu und Mohammedanern in Indien. Dies ist, wenn nicht direkt durch englische Geheimagenten provoziert, stets die Folge der heimlichen Hetze, die die Engländer, seit sie in Indien sitzen, betreiben.

Nachdem die Reformen von 1919 der nachdrücklichen Sabotage der Inder unter Führung von Mahatma Gandhi begegnet waren, sahen sich die Zwingherren gezwungen, weitere Zugeständnisse zu machen, um einer offenen Empörung vorzubeugen. Neben der friedlichen Opposition Gandhis erstarkte immer mehr eine terroristische verschiedener Geheimgesellschaften, die zum Teil mit der dritten Internationale in Verbindung standen. Attentate auf Regierungbeamte in Bengalen, Bombenwürfe und Aufstände, namentlich in der jüngsten Provinz des Landes, der Nordwest-Provinz, häuften sich und machten die Lage immer schwieriger. Dies und Gandhis und des Kongresses Widerstand führten schließlich zu einer neuen Reform, die aus dem „autokratischen" britisch-indischen Kaiserreich scheinbar eine „konstitutionelle Monarchie" machte.

Diese neue Reform, in dem „Government of India Act 1935" zusammengefaßt, sollte nach und nach verwirklicht werden. Der erste Teil davon, die Einführung der provinzialen Selbstverwaltung, ist am 1. 4. 1937 abgeschlossen worden, trotz anfänglicher wütender Gegenwehr der Kongreßbewegung und von Mahatma Gandhi, der schließlich seine Hal-

tung dieser Neuerung gegenüber änderte und sie anerkannte. Der „Akt über die Regierung von Indien" geht aber erheblich weiter. Er sieht die Bildung eines „Allindischen Bundes" (All-India Federation) vor, was eine Umbildung des Kaiserreiches Indien zu einem Bundesstaat bedeuten würde, in dem die scheinselbständigen Staaten und die Provinzen als gleichberechtigte Bestandteile unter der Exekutivgewalt des Generalgouverneurs als Stellvertreter des „Kaisar-i-Hind", d. h. des englischen Königs, zusammengeschlossen würden. Die Provinzen würden zwangsweise dem neuen Gebilde angegliedert werden, der Beitritt der Staaten würde freiwillig erfolgen. Der General-Gouverneur würde als Vizekönig weiterhin Vorsitzender der sogenanten Fürstenkammer (Chamber of princes) bleiben und in seiner Hand autokratisch, mit außerordentlichen Vollmachten versehen, den Oberbefehl des Heeres, der Luftwaffe und der Seestreitkräfte, die Leitung der auswärtigen Politik, des Kriegsministeriums, der religiösen Belange, verschiedener Zweige des Finanzwesens und die Verwaltung von Britisch-Beludschistans behalten. Da er in allen diesen Fragen „nach eigenem Ermessen" handeln dürfte, würden seine Vollmachten weit über die des heutigen Vizekönigs gehen. Neben dem General-Gouverneur würden zwei Kammern wirken, der Staatsrat aus 104 zu ernennenden Vertretern der Fürsten und aus 156 zu wählenden Vertretern der Provinzen und die Bundesversammlung aus 250 Abgeordneten der Provinzen und 125 Abgeordneten der indischen Staaten. Beide Kammern tragen den Namen Bundesgesetzgebung (Federal Legislature), woraus ihre Aufgabe hervorgeht. Die Gesetze, die diese Kammern erlassen, haben für den gesamten Bundesstaat Gültigkeit, während die Provinzialkammern, die bereits seit 1937 bestehen, nur Gesetze für die betreffende Provinz erlassen können. Ferner sieht der Akt ein Bundesgericht als oberste Instanz der Provinzial- und Staatsgerichte und eine Reserve-Bank vor.

Die neuen Reformen befriedigten indische Freiheitkämpfer selbstverständlich nicht. Sie streben, in der Swaradsch-Bewegung locker vereinigt, vollständige Unabhängigkeit, zum mindesten aber den Dominion-Status an, d. h. eine verfassungrechtliche Gleichstellung mit Kanada, Australien, Südafrika usw. Bevor wir aber diese Freiheitbewegung uns näher betrachten, müssen wir uns über die allgemeinen Verhältnisse in Vorderindien klar werden, die von Engländern und von Eingeborenen ganz verschieden beurteilt werden.

Wir haben oben bereits das Eingeständnis des Engländers H. G. Wells kennen gelernt, das die Unterlassungen der britisch-indischen Regierung auf dem Gebiete der Volksbildung anprangert. Es spricht nicht für den Weitblick dieser Regierung, wenn sie hofft, ein 300-Millionenvolk auf die Dauer damit zu beherrschen, daß man es gewaltsam in dem Wissensstand der Vedazeit verhalten läßt.

Immerhin ist heute der Bildungstand in Indien sehr niedrig. Zwar gibt es im Lande acht „Universitäten" (in Kalkutta, Bombay, Madras,

Allahabad, Lahore, Patna, Benares und Maisur), doch sind sie in keiner Weise mit gleichnamigen Deutschen Hochschulen vergleichbar. Es sind dies lediglich Prüfungbehörden. Unterricht wird an etwa 220 Kollegs nach englischem Muster erteilt — und man weiß ja zur Genüge, wie es um die Allgemeinbildung eines Engländers steht. Es wären außerdem noch die Moslemuniversität Aligarh (Gründer Sadschid Ahmed Chan) und die ebenso mohammedanische Osmania-Universität des Nisam von Haiderabad, an der in der Urdu-Sprache unterrichtet wird und die die modernste Lehranstalt der Welt werden soll, zu erwähnen, ferner die eigenartige Lehranstalt Rabindranath Thakurs, des gefeierten Dichters, der sich die pädagogischen Versuche des russischen rosenkreuzerisch angehauchten Grafen Leo Tolstoi zum Muster genommen hat.

Doch alle diese Errungenschaften der Kultur dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Masse der Bevölkerung faktisch auf der Bildungstufe des früher Mittelalters verharrt. Erst etwa 23,8 vom Hundert der Knaben und 3,1 vom Hundert der Mädchen im Schulalter haben Unterricht. Ihre ganze „Bildung" besteht in einer seit Generationen vererbten Fertigkeit in dem Handwerk oder Gewerbe ihrer Kaste oder ihres Standes, in einem Schatz von maßlos abergläubigen Märchen und Legenden und in einem verblüffenden Wissen um die Forderungen des Ritus ihrer Sekte. Überlieferungen der Geschichte ihres unglücklichen Landes werden ihnen durch wandernde Bänkelsänger und vielleicht ihre Großmütter in einer an „Tausendundeine Nacht" erinnernden Form zugetragen. Die Unkenntnis des Englischen und der vielen indischen Sprachen — außer ihrem eigenen Heimatdialekt — bringen sie in ewige Abhängigkeit von der Willkür der eingeborenen Polizei, die sich daraus häufig einen unlauteren Erwerbszweig schafft. Zudem bleibt namentlich auf dem platten Lande und in den Staaten die Kastenordnung, die in den Städten Britisch-Indiens im Laufe der letzten Jahre manch eine Lockerung erfahren mußte, noch ebenso starr und drückend wie in den Tagen Krischnas oder Buddhas. Sie verhinderte allerdings auch die Vermischung mit den vielen inzwischen zugewanderten, vornehmlich mongolischen Völkerschaften, jedoch diese Mannigfaltigkeit von Rassen, Völkern und Stämmen erhöht noch die Wirkung des Kastenwesens. Die Brahmanenkaste herrscht auf dem Lande, namentlich aber in den indischen Staaten immer noch.

Die Armut der eingeborenen Bevölkerung Indiens ist für einen Europäer unvorstellbar. Sie sticht besonders ins Auge als krasser Gegensatz zu dem ebenso unvorstellbaren Reichtum der Tempel und der Radschas. Während die letzteren einen fantastischen Prunk in ihrer Hofhaltung, bei den Festen und Aufzügen entfalten, so daß die Haudahs ihrer Elefanten und die Tragsessel mit Edelsteinen übersät, die Decken von Gold strotzend sind[1]), ist das Elend der großen Masse der indischen Bevölkerung eine

[1]) Luciano Magrini berichtet von einem Edelstein, der bei einem Festzug aus der Halskette des Maharadscha von Gwalior fiel und verloren ging und blieb, trotz allem Suchen. Der Diamant soll 4 Millionen Mark wert gewesen sein!

brennende Anklage gegen England, die diese Zustände duldet und durch ihr Regierungsystem fördert. „In Indien", schreibt Hassan Meerza in seiner mehrfach erwähnten Schrift „Weltwirtschafts-Renaissance", „hat die große Masse der Bevölkerung, die viele Millionen zählt, noch nie ein Ei, Butter oder irgendein anderes für den Organismus notwendiges Fett genossen; in der Regenzeit ist sie dem Regen und der Kälte preisgegeben. Deshalb ist die Sterblichkeit in Indien 30,2 Prozent, in England dagegen 11,7 Prozent; das durchschnittliche Alter des Inders ist 23,7 Jahre, das des Engländers 51,5 Jahre." Diese Zahlen, die von anderen Indienkennern bestätigt werden, sprechen eine beredte Sprache. Besonders schlecht sind die Verhältnisse in der Bauernschaft, die durch das „Semindar-System", eine Art Pacht, bei der die Pächter dem Landbesitzer beziehungweise dem Verpächter (Semindar) bis zu 50 vom Hundert des Ertrages abzuliefern haben, ausgesogen und in dauernder Schuldensklaverei gehalten wird; eine Erscheinung, die in Anbetracht des gesegneten Klimas der Ackerbaugebiete Indiens und der Bodenverhältnisse dort einfach unverständlich ist. Dabei sind die Bauern in Indien mehr als irgendwo sonst fleißig und anspruchslos.

Indien besitzt einen unübersehbaren Reichtum an Vieh, das für die dortigen klimatischen Verhältnisse allen Anforderungen entsprechen könnte und vielerlei Rassen aufweist. Aber dieser Reichtum gestaltet sich zu einem Verhängnis für die Bevölkerung. Für den Hindu ist die Kuh ein heiliges Tier, und der Genuß ihres Fleisches verboten. Nur die wenigen Europäer und die Moslemin essen dort Rindfleisch. Ganz abgesehen davon, daß infolge der unsachgemäßen Pflege die indischen Kühe nur einen lächerlich geringen Milchertrag geben, dürfen auch solche Tiere, die krank oder alt sind und nicht einmal als Zugtiere dienen können, keineswegs getötet werden, sondern werden sogar in besonderen Asylen (Gauschelas und Pindschrapoles) bis zu ihrem natürlichen Tode gepflegt. Das Straßenbild der indischen Städte, auch der Hauptstädte, wie Kalkutta, Bombay usw. beherrschen demnach Kühe verschiedenster Rassen. Auf dem Lande fressen sie dem Landmann in der Trockenzeit den letzten Rest seiner Futtervorräte. Sie vermehren sich so, daß Fachleute mit Sorge in die Zukunft sehen, da diese Inkarnationen der Gottheit, die so heilig sind, daß sogar ihr Kot als Wunderheilmittel und deren Urin zu rituellen Waschungen verwendet wird, das Land einfach auffressen. Und angesichts der Mentalität auch der heutigen „fortschrittlichen" Inder ist eine Abhilfe einfach nicht möglich.

Betrachtet man diese Zustände, so erscheinen die krampfhaften Versuche der in der indischen Kongreßpartei versammelten Intellektuellen und Halbintellektuellen, eine indische „öffentliche Meinung" zu schaffen, lächerlich und — verbrecherisch. Was weiß solch ein halbverhungerter indischer Bauer z. B. davon, wo Spanien liegt, wer dort lebt und gegen wen dort gekämpft wurde? Und trotzdem wurden von den Kongreßleuten Versammlungen abgehalten, denen Zehntausende solcher Analphabeten

beiwohnten und die hochtönende Resolutionen gegen den Faschismus und für die spanische Volksfront verkündeten oder ebenso irrsinnige Erklärungen, Indien „stelle sich an die Seite der Demokratie gegen den Imperialismus" usw. abgaben — als ob ein indischer Bauer überhaupt weiß, was Demokratie und was Imperialismus ist!

Aber denjenigen, die solche Resolutionen und Erklärungen verfassen und eine indische öffentliche Meinung vortäuschen, ist es auch völlig gleichgültig, ob der Bauer es weiß oder nicht. Wir wissen genau, wie die „öffentliche Meinung" selbst in dem „liberalen und aufgeklärten" Europa gemacht wird, von wem und zu welchen Zwecken. Zu gleichen Zwecken wird sie auch in Indien fabriziert, nur ungleich plumper und sichtbarer. Die indische „öffentliche Meinung" wird vertreten durch einige Intellektuelle und Halbintellektuelle in den Städten und wird gemacht von auch heute noch zahlreich im Verborgenen blühenden Geheimorganisationen, von denen wenig an die Öffentlichkeit dringt. Durch mühsame Propagandareisen suchen nun die Intellektuellen die „öffentliche Meinung" in das breite Volk zu tragen. Doch da sie sehr häufig durch ihre Bildung und ihre Umgebung aus diesem ihrem Volk völlig entwurzelt sind, ja seine Sprache häufig nicht beherrschen, so bleibt es nicht aus, daß die Propagandaredner hin und wieder gegen die altehrwürdigen Bräuche und Sitten verstoßen — und ein solcher Verstoß vermag nur zu oft, ihre ganze Werbearbeit um den Erfolg zu bringen.

Die englische „Bildung" hat in Indien eine ganze Schicht von Menschen geschaffen, die ihrem Volk entfremdet, von ihm mit Mißtrauen angesehen, von den Engländern aber nie für voll genommen werden. Es sind dies die zahlreichen halbgebildeten Babus, die die unteren Beamtenstellen bei der Bahn, bei der Post und sonst überall füllen, als wandernde Wunderdoktoren über Land ziehen und sich dem „gewöhnlichen Volk" turmhoch überlegen fühlen — und es diese Überlegenheit auch spüren lassen. Eine andere Abart dieser Halbgebildeten stellt nun der Freiheitbewegung ihre überaus eifrigen, aber, wie wir gesehen haben, nicht immer nützlichen Agitatoren und füllt vor allem die Reihen der Kongreßpartei und der Berufsorganisationen, die wir noch kennenlernen werden.

Hier muß noch eine Volksschicht Indiens kurz erwähnt werden, die erst nach dem Einbruch Englands in Indien entstanden ist und heute in diesem Lande der Rassen- und Religionengleichheit das Rassenproblem verkörpert. Es sind dies die „Eurasians", die Mischlinge von Europäern und Hindu. Die britischen Soldaten und Beamten der Ost-Indien-Gesellschaft kamen in der Regel ohne Frauen ins Land. Sie nahmen sich Hindumädchen, häufig ohne deren Einverständnis dazu, hielten sie halb als Sklavinnen, halb als Ehefrauen, zeugten Kinder mit ihnen, die natürlich getauft und in christlichem Glauben erzogen wurden. Diese Mischlinge, die freilich „gebildeter" sind als die „Nigger", wie der Engländer die Inder zu nennen pflegt, bilden nun einen Faktor in den politischen Berechnungen der indo-britischen Regierung. Die Eurasier, die besser als

die Hindu — auch wenn diese die gleiche Bildung genossen haben — besoldet werden und höhere Stellungen als diese erreichen können, werden von ihr gegen die Eingeborenen ausgespielt. Schon in der Zeit der Ost-Indien-Gesellschaft erhielten sie das Recht, gleich den Europäern Waffen zu tragen, was den Indern strengstens untersagt war. Es wurde ihnen suggeriert, die Inder haßten sie mehr als die Engländer. Und dies wurde mit der fortschreitenden Bevorzugung der Mischlinge auch tatsächlich der Fall. Hassan Meerza schreibt dazu ergänzend: „Die Aussonderung der Eurasians wurde eine zeitlang von den englischen Missionaren mit großem Erfolge als Lockmittel für arme, verhungerte Inder niederer Herkunft ausgenutzt, indem sie ihnen versprachen, sie durch entsprechende Papiere zu Eurasians zu stempeln. Da sie dadurch größere Verdienstmöglichkeiten und eine bessere Zukunft gewannen, traten viele von ihnen zum Christentum über und wurden auf diese Weise Mr. Fox, Mr. Cat, Mr. Hog, Mr. Horse oder Mr. Fly. Es ist Tatsache, daß 90 Prozent der zum Christentum Bekehrten englische Namen tragen.... Eurassians wurden und werden heute noch von den britischen Geheim-Organisationen sowohl auf dem Gebiete der Finanz- wie auch der Wirtschaftpolitik als gefügige Werkzeuge benutzt.... Heute spielt der Lieutenant Sir H. A. J. Sidney, welcher von der Regierung mit vielen Titeln ausgezeichnet worden ist, und bei der letzten Round-Table-Konferenz in London[2]) als Vertreter der Mischlinge auftrat, unter den Eurasians eine große Rolle; im Auftrage der Engländer verkündet er unter den Mischlingen, daß sie bei Eintritt einer nationalen Selbstregierung (Swaradsch) von den Indern aus dem Lande gewiesen würden und deshalb auf Seiten der Engländer kämpfen müßten, weil sie dann dem Versprechen der Regierung gemäß eine eigene Kolonie bekommen würden, an deren Spitze Sir Sidney selbst als Vizekönig stehen würde."

Die Eurasier, auch „half-caste" genannt, werden dabei von den „Weißen" keineswegs als gleichberechtigt angesehen, sondern hängen stets zwischen den beiden Völkern, ohne sich hier oder da eine Heimat schaffen zu können. Bei der bekannten Gleichgültigkeit des Inders für Rassenfragen wären die Eurasier sicher sehr bald in der bunten Masse der indischen Bevölkerung untergetaucht und aufgesogen. Aber die englische Politik des „divide et impera" schuf hier ein neues Problem, das die Einigung des indischen Völkermischmasches wenigstens zum Zweck der Erringung der politischen Freiheit noch schwieriger macht.

Auf dieser allgemeinen Grundlage entwickeln sich nun die Kräfte und Mächte, die das geistige Leben des heutigen Indiens bestimmen und ihm die Richtung geben. Von ihnen hängt aber auch die Zukunft Indiens ab, denn sie schalteten sich seit Jahren in die Freiheitbewegung des Landes ein und stehen nun, unangefochten von irgendwelchen Konkurrenten darin, an deren Spitze.

---

[2]) Dies wurde 1933 geschrieben.

Der „westliche" Flügel

Da man in Indien die Macht der katholischen Kirche bei weitem nicht so zu spüren bekommt wie in Europa, kann man mit Fug und Recht von nur zwei überstaatlichen Mächten sprechen, die dort wirken und aus der inneren Zerrissenheit des Volkes und den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen den Nutzen ziehen. Es sind dies auf der einen Seite der eingeweihte Jude, der durch die ihm hörige Freimaurerei und die Internationalen verschiedener Prägung, aber auch durch die, allerdings verhältnismäßig schwache und inerhalb der eingeborenen Bevölkerung kaum einflußreiche, verfreimaurerte anglikanische Mission seine Ziele zu erreichen trachtet, auf der anderen aber die überstaatliche Macht, die wir der Kürze wegen mit „Tibet"[1]) bezeichnen. Der Rahmen dieser Arbeit gestattet nicht, das Wesen und Wirken dieser überstaatlichen Mächte ausführlich zu beleuchten. Ich muß deshalb meinen Leser auf das einschlägige Schrifttum über diese Fragen verweisen, namentlich aber auf das Werk „Die Judenmacht, ihr Wesen und Ende" von E. u. M. Ludendorff, ferner auf die Schrift von E. u. M. Ludendorff „Europa den Asiatenpriestern?" und auf meine früheren Veröffentlichungen über diese Fragen[2]). Hier muß ich mich schon damit begnügen, das Wirken der überstaatlichen Mächte in Indien aufzuzeigen.

Zunächst sei festgestellt, daß innerhalb der britisch-englischen Beamtenschaft und der Offizierkreise die englische Freimaurerei unumstritten herrscht. Selbst katholische Beamte, Offiziere und Unteroffiziere der Armee sind zumeist Logenbrüder, und das Logengebäude in Lahore z. B., von den Eingeborenen Dschadu-gher, Haus der Magie, genannt, ist eines der prächtigsten der Stadt, wie in anderen indischen Städten übrigens auch. Der britische Geheimdienst in Indien ist mit der Freimaurerei eng verbunden[3]). Man kann wohl sagen, daß das Logentum das Erbe der Ost-Indien-Gesellschaft übernommen hat und deren Tradition pflegt, wenn auch vielleicht nicht im materiellen Sinne. Logenbrüderaufzüge und

---

[1]) Für Leser, die das Schrifttum über diese überstaatliche Macht noch nicht kennen, sei in aller Kürze ausgeführt, daß mit „Tibet" die geheime okkulte Priesterkaste bezeichnet wird, die ihrem Weltherrschaftanspruch asiatische Glaubenslehren zugrunde legt. Sie ist in der ganzen Welt vertreten.

[2]) Siehe „Weissagungen" und „Vom Dach der Welt".

[3]) Der Deutschenhasser R. Kipling läßt in seinem Buch „Kim" einen Einblick auf diese Verhältnisse tun.

Logenfeste suchen in äußerer Prachtentfaltung mit dem Prunk und der Propagandawirkung der brahmanistischen Feste Schritt zu halten und der eingeborenen Bevölkerung den Eindruck der Logenmacht, der durch die Vorstellung von den Zauberkünsten, die in den Logen geübt werden, noch erhöht wird, zu suggerieren.

Die englische Freimaurerei sucht aber auch die führenden Persönlichkeiten Indiens in ihre Gewalt zu bekommen. In London besteht eine Empire Lodge Nr. 2108, deren Aufgabe ist, „farbige" Herrscher und Staatsmänner aufzufangen. Der Sultan von Dschohore, der Sultan von Sansibar und einige indische Radschas sind Mitglieder dieser Loge. Man kann aber wohl annehmen, daß alle indischen Fürstensöhne, die in England studieren, so oder so für die Freimaurerei gewonnen, zum mindesten von ihr beeinflußt werden. Das britische Weltreich mit seinen vielen Völkern und Rassen unter einem Staatsverbande wird ja deshalb von der Weltfreimaurerei besonders geschätzt und unterstützt, weil es als einer der Vorläufer der jüdisch-freimaurerischen Weltrepublik angesehen wird. Großbritannien brauchte ja nur noch den restlichen Teil der Erde schlukken, und dann wäre der Traum der Weisen von Zion bereits verwirklicht.

In vielen Logen innerhalb Indiens selbst werden die Kreise der indischen „Intelligenz" und auch die Mischlinge, die „Eurasier", zusammengefaßt. Von da aus ziehen sich die Fäden in die Reihen der Swaradsch-Bewegung, die Indiens Freiheit erkämpfen will, besonders in die Reihen des unter der Führung von Sir Koswadschi Dschehangir (Coswasji Jehangir) wirkenden Nationalliberalen Bund, der im großen und ganzen auf dem Boden der Verfassung steht und sich zu den freimaurerischen Schlagworten des Liberalismus, der Demokratie und des Pazifismus bekennt. Dieser Bund ist jedoch unbedeutend im Vergleich mit einer anderen Partei, die, 1885 gegründet, sich immer mehr als politische Macht in den Vordergrund schiebt und ebenfalls eine „westlerische", also freimaurerische Richtung einschlägt. Mit ihm befassen wir uns zuerst.

Der „All-India National-Congress" ist — das sei einleitend festgestellt — keine politische Partei in unserem Sinne. In ihm sind, wie der Inder S. Srinivasan in der Julifolge 1938 der „Asia" sagt, alle Richtungen „von den extremen Kommunisten bis zu den ‚pukka' (durch und durch) Plutokraten" vertreten, woraus man sich bereits ein Bild von den Kräften machen kann, die hinter den Kulissen der Kongreßbewegung wirken und diese leiten. Daß es jedoch noch lange nicht gelungen ist, der Bevölkerung Indiens den Kongreßgedanken klar und wichtig zu machen, beweist der Umstand, daß hinter dieser Bewegung nach dem Eingeständnis des Sekretärs der Außenpolitischen Abteilung des Allindischen Kongreß-Kommitees Rammanohar Lohia[4]) nur etwa dreieinhalb Millionen Inder stehen. Dabei zählt die Bevölkerung Indiens außer der „unabhängigen" Staaten, die im Kongreß nicht vertreten sind, nach der Zäh-

---

[4]) Asia vom Mai 1938.

lung von 1931 256,8 Millionen. Es ist also nur ein verschwindend geringer Teil, der von der Kongreßbewegung erfaßt wurde. Geht man jedoch von der Anzahl der nach der neuen Verfassung Wahlberechtigten aus, dann stehen hinter dem Kongreß etwa 12 vom Hundert der Wählerschaft.

Es ist immerhin bemerkenswert, daß nach eigenem Eingeständnis die theosophische Bewegung bereits bei der Gründung der Kongreßpartei 1885 mitgewirkt hat. Bekanntlich stand damals noch Helena P. Blawatski an der Spitze der neugegründeten Bewegung, die als Exponentin der von „Tibet" aus wirkenden asiatisch-okkulten Geheimorden[5]) betrachtet werden muß. Frau Besant, ihre Nachfolgerin, die im Auftrage der jüdischen Freimaurerei in die Theosophie eingedrungen war, um diesen gefährlichen Konkurrenten der „alten Mächte" in Europa lahmzulegen, schreibt in „Indien: gefesselt oder frei": „Es ist bemerkenswert, daß nach der Theosophischen Konvention von Adyar 1884, eine Anzahl von Abgeordneten und Mitgliedern nach Madras fuhr und das Organisationkommitee des werdenden National-Kongresses bildete, der 1885 in Bombay zusammentrat und die Stimme Indiens wurde; das nationale Selbstbewußtsein, erweckt durch den wieder auflebenden Stolz auf den Hinduismus, führte zum nationalen Ideal der Selbstverwaltung."

Das war in der Zeit, als die Theosophie noch ungeteilt unter der Führung der sogenannten „Großen Weißen Bruderschaft" oder „Loge", einer Untergliederung des tibetanischen Mönchsordens der Weißkappen, war[6]), die in Indien viele geheim wirkende Abgesandte hatte. Darüber verrät ein Herr Ottfried Erez in „Hochland", Nr. 17, 1920: „Hindus haben sie" (die Theosophie) „gegründet, Hindus leiteten im Verborgenen ihre Geschicke. Es kann nämlich kaum ein Zweifel sein, daß die berühmte, mit den Schleiern des Geheimnisses verhüllte ‚weiße Loge' ein sie inspirierender Geheimbund von Hinduyogis ist, ein von jenen Stiftern selbst zur Fortsetzung ihres Werkes gegründeter Orden, sozusagen eine Kirche in der Kirche, deren Mitglieder sich Mahatmas nennen und die sich in erster Linie des in Indien residierenden Präsidenten der Theosophischen Gelellschaft für ihre weitgesteckten Ziele bedienen.... Die Mahatmaphilosophie ist eine national-indische Freimaurerei.... Proselytismus ist in der pax britannica die einzige Waffe der waffenlosen Hindus...."

Daß nationale Hindu diese Tatsache abstreiten, darf nicht wundernehmen. Erstens brauchen sie ja um die Ziele der Geheimorganisation nicht zu wissen; zweitens aber würden sie es niemals zugeben, auch wenn sie darum Bescheid wüßten. Die Theosophische Gesellschaft wirkte jedenfalls auch weiterhin für den Kongreßgedanken und für die Unabhängigkeit Indiens — allerdings änderte sich hier allmählich ein Wesentliches, sobald es der Freimaurerei gelungen war, Frau Blawatski auszubooten und Frau Besant dafür einzusetzen, die aus den Kreisen der verfreimau-

---

[5]) Siehe S. Ipares: „Geheime Weltmächte".

[6]) Siehe daselbst.

rerten englischen Labour party kam und die rein asiatische Gründung sehr bald recht fest vor den Karren des Juden spannte. Ich kann dies hier nicht näher ausführen, da der Rahmen der vorliegenden Arbeit es nicht erlaubt. Der Leser kann aber darüber in der sehr beachtenswerten Schrift von S. Ipares „Geheime Weltmächte“ nachschlagen.

Äußerlich änderte sich an der Haltung der Adyar-Theosophen der indischen Freiheitbewegung gegenüber nichts. Sie fuhr fort, für den Kongreßgedanken Propaganda zu machen und unter den der Theosophie nahestehenden Indern freimaurerisch-demokratische Ideen zu verbreiten. Es ist festzustellen, daß die feindselige Haltung Indiens Deutschland gegenüber im Weltkriege nicht zuletzt auf die wütende Deutschenhetze der Theosophischen Gesellschaft, besonders aber deren Präsidentin Frau Anny Besant zurückzuführen ist. 1915 stellte Frau Besant einen Entwurf des indischen „Home Rule“, heute von Gandhi „Swaradsch“ genannt, zusammen, für den die Theosophen eine wütende Agitation in Indien begannen, nachdem die Labour party ihn gut, also den freimaurerischen Lehren entsprechend hieß [7]). Mahatma Gandhi äußerte sich damals über Frau Besant, „ sie habe aus dem ‚Home Rule‘ ein Mantram [8]) in jedem Landhaus gemacht“.

Den Eingeweihten verriet jedoch Frau Besant, welche Bedeutung im freimaurerischen Sinne der indischen Unabhängigkeitbewegung unter der Führung des bereits damals stark verfreimaurerten Kongresses zukommt: „Wirklich, das Erwachen Indiens ist nicht nur ein Teil der durch den Angriffsgeist der westlichen Völker hervorgerufenen Bewegung in Asien, sondern überdies noch ein Teil der Weltbewegung in Richtung zur Demokratie hin, welche im Westen mit dem Aufstand der amerikanischen Kolonien gegen die Herrschaft Britanniens, abgeschlossen durch die Unabhängigkeit der Großen Republik im Westen im Jahre 1776, und mit der französischen Revolution von 1789 begann“ [9]). Man weiß, daß beide Revolutionen von Freimaurern angezettelt und durch die Freimaurerei ausgenutzt wurden, und so wird die vom Logentum der Kongreßbewegung zugedachte Rolle klar.

Die Freimaurerei ist jedoch im Kongreß durchaus nicht alleinbestimmend. Abgesehen von einigen mohammedanischen Gruppen, wie die nach dem Muster von Kampfverbänden aufgezogenen Rothemden (Red-shirt) in der Nordwest-Provinz u. a., verfügen auch nationalindische Organisationen darin über einen um so nachhaltigeren Einfluß, als hinter ihnen die Persönlichkeit des eigentlichen Leiters der Kongreßbewegung, Mahatma Gandhi, der einwandfrei asiatisch orientiert ist, steht.

Die verschiedenartigen Unterorganisationen oder Fraktionen des Kongresses setzen sich aus den etwa dreieinhalb Millionen der eingeschrie-

---

[7]) Nach Inquire Within, „The Trail of the serpent“.

[8]) Eine magisch-heilige Silbe, wie z. B. der Laut „om“, der sich nach Hauer durch „logische Leere“ auszeichnet, unzählige Male am Tage jedoch angewendet wird.

[9]) Zitiert nach Inquire Within, „The Trail of the serpent“.

benen Mitglieder zusammen. Auf diese Höhe ist der Kongreß übrigens erst in den Jahren 1937/38 unter der zielbewußten und tatkräftigen Führung des Pandit Jawaharlal Nehru, dessen Rolle wir noch näher betrachten werden, gestiegen. Vor 1937 betrug die Mitgliederzahl nur ein Sechstel der heutigen. Die Mitgliederschaft ist in etwa zehntausend Kongreßkomitees organisiert, die in den Dörfern, Bezirken und Provinzen wirken, und wählt alljährlich die Abgeordneten zum Nationalkongreß, der jedes Jahr stattfindet. Im Jahre 1938 waren fast dreitausend Delegierte zum Haripurakongreß entsandt. Diese Abgeordneten wählen nun das Allindische Kongreßkomitee mit 373 Mitgliedern, das etwa sechsmal jährlich zusammentritt, um die wichtigeren Fragen der Kongreßpolitik zu beraten. Der Kongreßpräsident wird von allen Delegierten auf ein Jahr gewählt. Mit vierzehn Beigeordneten bildet er das Arbeitkommitee oder den Nationalen Vollzugsausschuß des Kongresses und ist in seinen Entschlüssen und Handlungen dem Kongreßkomitee verantwortlich.

Die Tagungen des Kongresses und des Kongreßkomitees finden nicht zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten statt, sondern je nach Bedarf und an verschiedenen Orten. Meist wird aus propagandistischen Rücksichten irgend ein kleiner Ort auf dem Lande, wo der Einfluß des Kongresses noch nicht so stark ist, als Tagungort gewählt, damit der Bevölkerung die Bedeutung und die Macht der Organisation augenfällig gemacht wird. So tagte der Kongreß 1936 in einem kleinen Dorfe Faizpur im Westen Indiens, 1938 in Haripura, einer eigens zu diesem Zweck erbauten „Stadt". Auf Wunsch Gandhis wurde diese „Kongreßstadt" ausschließlich aus heimischen Baumaterialien erbaut, und so entstand aus Bambus, Holz, Matten, Keramik und handgefärbten Stoffen etwas wie eine Filmstadt, in der die Baustile der Hindu- und der Mogularchitektur vereint waren. Die Tagungen selbst erfolgen unter freiem Himmel, die Gebäude dienten lediglich der Unterbringung und der Versorgung der Volksmassen und der Delegierten. Hunderttausende von Zuschauern drängen sich, auf der Erde niederhockend, um den Kreis der Abgeordneten und die Rednertribüne. Jugendorganisationen und Kampfverbände sichern die Ordnung und Ruhe. Beim Beginn des Kongresses wird der Präsident mit einem landesüblichen, von sechs Ochsen gezogenen zweirädrigen Karren feierlichst eingeholt. Alles, auch die Ausschmückung des Tagungortes mit gelb-weiß-grünen Nationalfahnen und verschiedenen sinnbildlichen Darstellungen, die feierlichen Gottesdienste — ohne Priester! — und sonstiges, steht im Dienste der Propaganda — und das schaulustige, unwissende und leichtgläubige Volk läßt sich durch derartige Aufzüge, wie die Versechsfachung der Mitgliederzahl beweist, auch beeinflussen.

Innerhalb der Kongreßbewegung wirken die ebenfalls westlerisch-freimaurerisch orientierten neugebildeten Gewerkschaften. Die aufblühende Industrialisierung Indiens, die von den Briten solange unterdrückt wurde, um keine Konkurrenz ihrer heimischen Industrie aufkommen zu lassen,

schuf auch in Indien ein Proletariat — zur Freude des judenhörigen Freimaurers. Arme, unvorstellbar Arme hat es ja in Indien immer schon gegeben, als es noch keine Maschinen und Fabriken und Bergwerke von heutigem Ausmaß gab. Aber Proletariat, diese Klasse, die sich nicht als ein lebendiges Glied des Volkes als eines organischen Ganzen, sondern als Bestandteil international gedachten und international zu einigenden Kaste fühlt, ist eben eine Neuschöpfung des juden-freimaurerischen Geistes und in Indien noch sehr jung. Dieses Arbeiterproletariat wird nun in einem „Madschur Sabha", Arbeiterverband, zusammengefaßt, der sie im Sinne Marx' und Engels' „aufklärt" und gegen die anderen Volksschichten verhetzt. Diesem Ziel dienen die in aller Eile gegründeten Agitationschulen, Massenversammlungen und Zellenarbeit. Die Forderungen dieses Verbandes sind bekannt. Sie sind nicht anders als jene des „klassenbewußten Proletariats" überall in der Welt, nur den indischen Verhältnissen angepaßt.

Die wirklich entrechteten und von den Großgrundbesitzern ausgebeuteten, unwissenden und abergläubigen Bauern Indiens erhielten ebenfalls den „Segen" westlerischen Geistes, den Bauernverband Kissan Sabha, dessen Mitgliederzahl (100 000) zeigt, daß die westlerisch-freimaurerischen Schlagworte einstweilen noch wenig Liebe bei den Hindu finden. Diese Schlagworte fordern Kollektivisierung der Landwirtschaft nach sowjetrussischem Muster, Bildung von Konsumvereinen, Klassenkampf und Dezentralisierung der Verwaltung und der Industrie. Beide Gewerkschaften benutzen den roten Banner mit dem Symbol Hammer und Sichel und behaupten, mit der Dritten Internationale nichts zu tun zu haben. Sie arbeiten mit Streiks, Bauern-Hungermärschen nach amerikanischem Vorbild und sonstigen westlerischen Mitteln. Die Bauernbewegung gründete in Südindien eine Bauernhochschule Kissan Vidyapith, doch es ist anzunehmen, daß die politische Verhetzung an dieser Hochschule die praktische landwirtschaftliche Ausbildung in den Hintergrund drängt.

Neben diesen Organisationen wird von der Kongreßbewegung die „All-India Children Association" (Balkan-dschi-bari), Allindische Kindervereinigung aufgezogen, in der Kinder unter zwölf Jahren zusammengeschlossen und im Sinne der Kongreßbewegung erzogen werden.

Die bereit oben erwähnte mohammedanische Organisation in der Nordwest-Grenzprovinz, die „Red-shirts" (Rothemden) bildet eine Sondererscheinung innerhalb der Kongreßbewegung, weil sie nach der Art der Kampfverbände aufgezogen ist. Der Kongreß pflegt nämlich Organisationen dieser Art als „faschistisch" abzulehnen. Die roten Hemden, die diesem Bund als Uniform dienen, und die Symbole ihrer Fahne können den Eindruck erwecken, daß es sich um eine nach Moskau gerichtete Organisation handelt, obgleich dies von dem Führer der Bewegung, dem sogenanten „Frontier Gandhi", Knan Abdul Ghafar Chan, entschieden bestritten wird. Aufgabe und Ziel dieses Bundes ist allem Anschein

nach, die unruhigen und kriegerischen Stämme der Wasiris und Pathanen, die unter der Führung des Fakirs von Ipi der indo-britischen Regierung schon so viel Kopfzerbrechen bereitet haben, für die Kongreßbewegung zu gewinnen.

Der Kongreß setzt zum Ziel seiner politischen Tätigkeit die völlige Unabhängigkeit und Selbstverwaltung Indiens (Swaradsch). Somit könnte man annehmen, als wäre er national. Hört man jedoch die Begründungen, die verschiedene führende Kongreßmitglieder diesem Kampf geben, so ersieht man daraus, daß sich ihr Kampf nicht gegen die britische Fremdherrschaft als solche, sondern gegen den imperialistischen Charakter des britischen Reiches richtet. Mit anderen Worten, würde Großbritannien auch für Indiens Verwaltung den demokratischen Grundsatz gelten lassen, so würden zahlreiche Gruppen innerhalb der Kongreßpartei ihr Ziel als erreicht betrachten und die britische Oberherrschaft ohne weiteres anerkennen. Es sind dies die Teile des Kongresses, die am tiefsten unter dem Logeneinfluß stehen. Für das internationale Logentum gilt ja das britische „commonwealth of nations" als einer der Vorläufer und vielleicht der Keime der künftigen freimaurerischen Weltrepublik unter Judenherrschaft. Eine ähnliche Einstellung zeigen auch die sich zur Dritten Internationale bekennenden Untergruppen des Kongresses, wenn sie es auch nicht laut aussprechen: die Furcht vor den Sowjets ist das Gespenst, das unentwegt über den indo-britischen Politikern hängt, seit die Furcht vor dem Zaren gegenstandslos geworden ist. Der kommunistische Flügel des Kongresses hegt nämlich insgeheim den Wunsch des Anschlusses des von dem englischen Imperialismus befreiten Indien an die Sowjetunion. Selbst dem Führer der Kongreßbewegung Jawaharlal Nehru werden solche Sowjetsympathien nachgesagt, was kaum zuzutreffen scheint, wie wir es noch sehen werden.

Der Kongreß nimmt bis heute eine unversöhnliche Haltung zur Verwaltungreform, von der im Anfang dieses Abschnittes die Rede war, ein. Er bekannte sich seinerzeit zur Parole Gandhis der „Nicht-Mitarbeit" (non-coöperation) und — wenigstens nach außen hin — der „Nicht-Gewaltanwendung", d. h. er lehnte jede Mitarbeit mit der indo-britischen Regierung, aber auch jede Gewaltanwendung im Freiheitkampf ab. Heute, nachdem er sich entschlossen hatte, nicht nur die Wahlen zu den Provinzialkammern mitzumachen, sondern auch innerhalb der Provinzialregierungen Minister- und andere Verwaltungposten anzunehmen, hat er diesen Kampf aufgegeben. Die Parole der „civil desobediance", des bürgerlichen Ungehorsams, die Gandhi proklamiert hat, hat sich bis jetzt nicht ausgewirkt. Zur Verfassungreform äußerte sich der Kongreß 1935 folgendermaßen: „Da die neue Verfassung in keiner Weise den Willen der Nation darstellt und geeignet ist, die Beherrschung und Ausbeutung des Volkes in Indien zu erleichtern und zu verewigen, da sie ferner dem Lande in Begleitung weitgehender Unterdrückung und Beschränkung der bürgerlichen Freiheit auferlegt wird, wiederholt der Kongreß als Ver-

treter des Willens des indischen Volkes die Ablehnung der Verfassung in ihrer Gesamtheit." Diese unversöhnliche Haltung hat inzwischen, wie wir gesehen haben, eine Milderung erhalten, indem man sich zur Teilnahme an den Wahlen und zur Mitarbeit in den Provinzen bereitfand. Einstweilen geht der Kampf um die Verwirklichung des föderativen Prinzips, um die Schaffung der vorgesehenen „Gesetzgebung" und um die Ausgestaltung der Exekutivgewalt des General-Gouverneurs mit den oben erwähnten Vollmachten. Noch ist die Haltung des Kongresses und Gandhis, was gleichbedeutend ist, ablehnend. Aber selbst in Kongreßkreisen rechnet man bereits mit der Möglichkeit einer neuen Frontschwenkung des rührigen Taktikers Gandhi. Mag sein, daß die durch die Kriegserklärung Englands an Deutschland geschaffene politische Lage, namentlich aber der Pakt Berlin-Moskau, der der Todfeindschaft zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und der Sowjetmacht ein Ende setzte und in manch eine bisher eindeutige politische Einstellung eine ziemliche Unklarheit hinein brachte, die Entschlüsse des bisher „antifaschistischen" Kongresses beeinflussen wird.

Unter den Männern, die hinter den den Kongreß suggerierenden „Idealen" von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von Klassenkampf, Kollektivismus und Antiimperialismus stehen, sticht die zweifellos bedeutende Persönlichkeit des Pandit Jawaharlal Nehru hervor. Neben ihm verblassen die Gestalten des Subhas Chandra Bose, Radschendra Prassad und anderer Kongreßführer. Er stammt aus einer alten Brahmanensippe aus dem Kaschmir, und sein Äußeres verrät noch seine Abstammung von den alten Ariern. Sein Charakter aber spiegelt den Zwiespalt des Rasseerbgutes, an dem selbst die hohen Kasten Indiens zu leiden haben. „Er ist ein Inder, der ein Abendländer geworden ist; ein Aristokrat, der ein Sozialist geworden ist; ein Individualist, der ein großer Führer der Massen geworden ist", schildert ihn der amerikanische Journalist John Gunther. Die Volkstümlichkeit Jawaharlas ist fast so groß wie die Mahatma Gandhis, ohne allerdings den mystischen Beigeschmack zu haben. Sein einziger Fehler als Politiker, sagen seine Freunde, sei die Lauterkeit seines Charakters, die jeden Betrug und jede Täuschung des Gegners ausschließt.

Jawaharlal Nehru ist als Sohn des Motilal Nehru, eines der bekanntesten Juristen und reichsten Männer Indiens, in Allahabad 1889 geboren. Er studierte in England, in Harrow und Cambridge, Jura und beschäftigte sich sehr eingehend mit englischer Literatur, die er ausgezeichnet beherrscht und schätzt. Nach seiner Rückkehr nach Indien begann seine Beschäftigung mit der Politik. Im Hause seines Vaters kam übrigens die Koalition zwischen dem Nationalkongreß und der Muslim-Liga im Jahre 1916 zustande. Während der Nicht-Mitarbeit-Kampagne Gandhis von 1921, die ich oben kurz erwähnte, kam er zum erstenmal ins Gefängnis und saß in der Folge insgesamt siebenmal. Während der Haft entstanden seine sehr umfangreichen Bücher, seine Autobiographie

und eine in Briefform geschriebene Weltgeschichte. Seine Weltanschauung ist eindeutig materialistisch, für einen Hindu, dazu noch aus der Brahmanenkaste, eine Seltenheit, und dabei nennt er sich selbst einen Schüler Mahatma Gandhis. In seinem Buch über Gandidschi zeichnet er ein liebevolles Bild dieses seines Lehrers, dem Indien so viel schulde. Gleichzeitig lehnt er Gandhis Lehre der Gewaltlosigkeit ab und findet kein Verständnis für das Verhalten des Mahatma, der diese Lehre aufstellt, dabei aber ein System, das auf Gewalt beruhe, den Kapitalismus, beschütze. Obgleich sein Sozialismus so ziemlich marxistisch ist, sagt er von sich selbst: „Ich bin nicht Kommunist, hauptsächlich weil ich mich der kommunistischen Neigung, den Kommunismus als heiliges Dogma zu behandeln, widersetze; ich kann es nicht leiden, daß man mir sagt, was ich zu denken und zu tun habe. Ich vermute, ich bin viel zu sehr Individualist." Gleichzeitig bekennt er: „Das Schauspiel oder was man Religion nennt, jedenfalls eine organisierte Religion, in Indien und sonst erfüllte mich mit Entsetzen, und ich verdammte es wiederholt und wünschte es fortzuwischen." Es ist hier nicht nur die freimaurerisch-liberalistische Freigeisterei, die aus diesen Worten Jawaharlals spricht, denn Freimaurerei *ist* auch Religion, mag sie sich noch so „freigeistig" oder gar atheistisch gebärden[10]). Hier ist eine ziemlich natürliche Reaktion eines Mannes, der das Wesen der bestehenden „organisierten" Religionen erkennt, es nicht anzunehmen vermag und sich darum in den „Agnostizismus", vielleicht gar in den Atheismus flüchtet.

So einheitlich ist jedoch die Persönlichkeit Nehrus nicht. Er spricht selbst von seinem inneren Konflikt, von „unterbewußten Tiefen im Kampf mit äußeren Umständen, von einem inneren ungestillten Hunger" und stellt fest: „Ich bin eine sonderbare Mischung von Osten und Westen, überall fremd und nirgends beheimatet." Zweifellos ist er eine tragische Gestalt, die im öffentlichen Leben Indiens eine gewichtige Rolle spielt und vielleicht eine noch gewichtigere spielen wird. Wohin wird ihn sein innerer Zwiespalt schließlich führen? Für den dumpfen Raum der fensterlosen Logen, für den ebenso dumpfen Geist, der dort herrscht, ist Jawaharlal Nehru zweifellos zu groß.

Vielleicht deutet ein Umstand darauf hin, welche Richtung dieser Mann einmal einschlagen könnte. Ende 1939 veröffentlichte er in einer indischen Zeitschrift ohne Namensangabe eine Charakterskizze von sich selbst, in der er seine eigene Persönlichkeit einer scharfen Kritik unterzog und Indien vor sich selbst als vor einem „kommenden Caesar" warnte.

Auch die Weigerung Nehrus, die Wahl als Kongreßpräsident anzunehmen — er ist mehrfach schon Präsident gewesen —, mutet etwas „caesarenhaft" an. Immerhin — bei einer solchen großen Persönlichkeit ist auch der innere Zwiespalt besonders groß. Eine sichere Prognose über seine Zukunft läßt sich jedenfalls kaum aufstellen.

---

[10]) Hierbei ist es gleichgültig, ob Nehru eingeschriebenes Logenmitglied ist oder nicht.

Das andere Lager

Ideen, Lehren und Organisationen des „anderen Lagers", hinter denen das schemenhafte Antlitz des unsichtbaren „Herrn der Welt"[1]) geistert, sind entschieden mannigfaltiger und den Indern zweifellos verwandter als die oben geschilderten des verjudeten „Abendlandes". Eine Demokratie mit all ihren Nebenerscheinungen, mit dem Parlamentarismus, dem Parteiwesen, den Wahlen, Propagandafeldzügen, Streiks, Gewerkschaften usw. setzt in dem idealen, also noch nie dagewesenen Fall voraus, daß es erstens keine überstaatlichen Mächte gibt, die aus dem parlamentarischen Kuhhandel ihren vor allen Dingen kapitalistischen Nutzen ziehen und ihre eigene Verantwortung auf die Schulter des „souveränen Volkes", des suggerierten Stimmviehs, abwälzen, zweitens, daß dieses souveräne Volk eine gewisse Höhe des Wissens zeigt, das es befähigt, seine politischen Geschäfte zu seinem eigenen Vorteil zu erledigen. Die erstere Voraussetzung ist nirgends in der Welt gegeben. Die letztere aber trifft, wie wir gesehen haben, ganz besonders für Indien nicht zu. Dies dürfte doch jedem vernünftigen Menschen klar sein, und die Führer der indischen Kongreßbewegung dürfen keineswegs als dumm angesehen werden. Also müssen sie entweder suggeriert sein und wie Papageien nur das nachplappern, was ihnen von ihren „Meistern" vorgepredigt wird, oder sie sehen den Abgrund, in den sie ihre Volksgenossen führen, und tun es trotzdem als gehorsame Hörige ihrer Oberen und der persönlichen Vorteile wegen.

Während die westlerische Partei einen — auch in Europa schon bekannten — Mangel an Ideen an den Tag legt, entwickelte die östliche einen schier unübersehbaren Reichtum davon. Es wird nicht möglich sein, alle die unzähligen, von „Tibet" ausgehenden Bewegungen, Sekten und Lehren hier zu behandeln. Ich muß mich darauf beschränken, die wichtigsten davon herauszugreifen und die alle verbindende große Linie aufzuzeigen.

Die Eigenart all dieser Bewegungen liegt darin, daß sie sämtlich von der religiösen Seite her an den Menschen herantreten und ihn mit Hilfe

---

[1]) Das okkulte Oberhaupt der asiatischen Priesterkaste, die wir mit „Tibet" bezeichnen. Näheres in meiner Schrift „Vom Dach der Welt", S. Ipares: „Geheime Mächte" und Strunk: „Zu Rom-Juda — Tibet".

bereits bekannter Glaubenssätze in neuer Beleuchtung und einer seiner Volksseele verwandten Mystik in eine neue politische Richtung lenken. Gewiß, auch die freimaurerische Lehre, ja auch der Kommunismus sind ihrem Wesen nach Religionen, denn auch sie stellen Dogmen auf, die ohne Diskussion angenommen werden müssen. Auch sie treiben einen Kult — die Freimaurerei mit ihrem Ritual, der Kommunismus mit seinen Aufzügen, Wahlen und dergleichen mehr. Aber diese Religionen sind dem Inder fremd und lassen seine Volksseele kalt, sofern sie keine Ähnlichkeiten mit den ihm seit Kindheit bekannten Kulten aufweisen. Die östlichen Richtungen, in asiatischen Hirnen geboren, von asiatischer Mystik durchtränkt, finden einen direkten Weg zum Herzen des Hindus — darum der märchenhafte Erfolg des ehemaligen Rechtsanwalts und heutigen Heiligen, Mahatma Gandhi, der in seiner politischen Haltung manchesmal so versagte, daß ein anderer an seiner Stelle längst die Volkstümlichkeit eingebüßt hätte.

Wir wollen jedoch die Gestalt des Mahatma erst im Anschluß an diese Betrachtung vornehmen und zunächst die weniger bekannten Lehren und Richtungen unter die Lupe nehmen, die in der Entwicklung der Dinge in Indien immerhin eine bedeutende Rolle spielen.

Die erste und wichtigste Erneuerungbewegung Indiens ist zweifellos die sogenannte Vedanta-Philosophie, die eine Wiedergeburt der vedischen Religion bezweckt und auf den 820 n. d. Ztw. gestorbenen indischen Denker Schankara zurückgeht. Sie gründet sich sowohl in den Veden wie in den Upanischaden (siehe oben) und hat als wesentlichsten Lehrsatz das Dogma:

„In einer Strophe sei verkündet,
Was man in tausend Büchern findet:
Nur Gott ist wirklich, die Welt ist Schein,
Die Seele ist nichts als Gott allein[2]).“

Der im Abendlande bekannteste, aber auch in Indien einflußreichste Vertreter der Vedanta-Philosophie ist der Ramakrischna-Vivekananda-Mönchsorden, der auf dem Boden des bengalischen Tantrismus steht und eine gewaltige Propaganda in Europa, Amerika und Australien betreibt, auf die ich bereits in meiner Schrift „Vom Dach der Welt“ näher eingegangen bin. Der Gründer des Ordens Sri Ramakrischna (1836—1886) wird von den Seinen „der moderne Tantrist“ genannt. Sein 1882—1886 entstandenes Hauptwerk „Kathamrita“, „Der Nektar von Worten“, „entpuppte sich als die dynamischste Sozialphilosophie des Zeitalters, und dies schuf ihm den Rang eines der größten Remormators der Menschheit[3]).“ Er predigte „Gleichheit aller Glauben“, und der sich immer wiederholende Kehrreim seiner Lehren war: „Yata mat tata path“, d. h. soviele Glauben, soviele Pfade, — er meinte natürlich zu den Göttern.

---

[2]) Vedanta (Schankara) Kevaladvaita, zitiert nach Glasenapp: „Hinduismus“.
[3]) Siehe Benoy K. Sarkar: „Ramakrischna und Vivekananda“.

Sünde ist nach Ramakrischna Zaudern, Schwachheit und Wankelmut. Selbsterniedrigung lehnt er ab: „Manche sagen mit dem Schein der Demut: ‚Ich bin wie ein niederträchtiger Wurm, der im Staube kriecht.' So, sich immer für Würmer haltend, werden sie mit der Zeit schwach im Geiste gleich Würmern." Und so fordert er: „Laßt nie Verzagtheit in euer Herz schleichen, Verzweiflung ist der größte Feind des Fortschreitens auf dem Menschenpfade." Und: „Wie der Mann denkt, so wird er." „Der Geist ist alles. Wenn der Geist die Freiheit verliert, verliert auch ihr die eure. Wenn der Geist frei ist, seid auch ihr frei." Von seinen Jüngern fordert er, daß sie sich stets wiederholen: „Ich muß Vollkommenheit in diesem Leben erlangen; ja, in drei Tagen muß ich Gott finden, nein, mit einem einzigen Nennen seines Namens werde ich ihn zu mir ziehen!" Und es erscheint dabei als logischer Fehler, wenn er dagegen jeden Formalismus, das Plappern von magischen Formeln, ablehnt: „Wozu ist gut, wenn man lediglich das Wort Schivoham (‚Ich bin Schiva', d. h. Gott) wiederholt?" Das Nachfolgende klärt aber den logischen Knick auf: „Nur wenn man durch vollkommene Meditation über den Herrn jede Idee vom Selbst im Tempel seines Herzens verliert und darinnen den Herrn Schiva realisiert, ist man befugt, das heilige Wort auszusprechen. Was soll die bloße Wiederholung der Formel ohne Verwirklichung?"

Als Tantrist ist Ramakrischna Verehrer der Göttin Kali oder Durga, der „Großen Mutter", deren orgiastische Kulte ich bereits oben erwähnt hatte. Obgleich Gründer eines Mönchsordens und selbst Asket — tantrischer Färbung — richtet er seine Lehre an alle Hindu, gleich welcher Kaste oder Glaubensrichtung. Dabei lehnt er die Kastenordnung nicht ab.

Sein Nachfolger Swami Vivekananda (1863—1902) baute die Lehre Ramakrischnas als Weltreligon aus. Seine Landsleute nennen ihn den modernen Welteroberer. Er unterbaute Ramakrischnas Lehrsätze mit Auszügen aus der modernen europäischen Philosophie und verstand es, ebensogut Aussprüche von Kant, Fichte, Levy-Bruhl, Bougle, Giorgio del Vecchio und Renouvier wie Zitate aus den Upanischaden und den Veden im Sinne seiner Lehre zu verwenden. Er hinterließ einen reichen literarischen Nachlaß namentlich in Bengali, und seine Werke befaßten sich mit allen Gebieten der Religionphilosophie, besonders aber mit dem Joga[4]). Auf dem Internationalen Religionkongreß in Chikago 1893 hielt er einen vielbeachteten Vortrag über den Hinduismus, mit anderen Worten über seine und Ramakrischnas Lehre, der den Grundstock für seine „Welteroberung" legte. Abgesandte des Ordens tauchen heute überall in der Welt auf, betätigen sich in tadellosem Englisch in mancherlei von der „Intelligenz" gelesenen Zeitschriften, treten als Redner bei „hochintellektuellen" Tagungen auf und betreiben auf diese Weise eine Weltmission, die angesichts der vielen „Schönheitfehler" der noch

[4]) Über Joga und die aus ihm erwachsenden Seelenschäden siehe Dr. Math. Ludendorff: „Induziertes Irresein durch Okkultglauben".

lebenden Religionen und der Sehnsucht vieler Menschen nach einem besseren, logischeren und schöneren Glauben großen Erfolg hat.

Der Kernpunkt Vivekanandas Lehre ist die „Schaffung einer Synthese aller Geisteskultur von Ost und West", wie sich der Abgesandte des Ramakrischnas-Ordens Swami Yatisvarananda auf der Eranos-Tagung in der Schweiz 1934 ausdrückte. „So viele Glauben, so viele Pfade", wie Ramakrischna sagte. Nebenbei aber entwickelte Vivekananda eine Art „romantischen Sozialismus", gegründet im „Schakti-Joga", Joga der Menschenkraft. Professor Benoy Kumar Sarkar schreibt über ihn in seiner Schrift „The Might of Man in the social philosophy of Ramakrishna and Vivekananda": „Er widmete sich ganz der Religionpredigt und der Sozialreform. Sein Patriotismus war ebenso dauerhaft und von erhabenster Art. Doch er war gleichzeitig auch Sozialist.... Vivekananda führte in Indien den Kult von Daridra-Narayana (Gott als der Arme) ein. Er war mit Nachdruck Nationalist und doch ein eifriger Internationalist. Seine vergleichende Methodik diente zur Aufstellung der universalistischen, weltbürgerlichen und menschheitlichen Grundlage aller religiösen und sozialen Werte." An anderer Stelle stellt er Vivekanandas „positive und aufbauende" Art der „destruktiven Kritik Nietzsches" gegenüber.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier Vivekanandas philosophische Lehren ausführen. Der Einblick in Ramakrischnas Lehrgebäude, den wir oben in aller Kürze erhalten haben, mag hier genügen. Etwas ausführlicher habe ich in der schon erwähnten Schrift „Vom Dach der Welt" den Hinduismus in Vivekanandas Darstellung behandelt. Kurz zusammengefaßt sei noch ausgeführt, daß die Vedanta-Philosophie, zu deren Sprecher Vivekananda aufgerückt ist, im Vergleich z. B. mit der tötenden Enge des Christentums eine gewisse Höhe aufweist, die den Erfolg der Mission des Ramakrischna-Ordens in Europa und Amerika erklärlich macht.

Wie vielseitig jedoch das Wirken des Ramakrischna-Ordens ist, und wie eng er mit dem öffentlichen Leben Indiens verknüpft ist, geht aus dem Umstand hervor, daß einer der Führer des Kissan Sabha in der Provinz Beihar, Swami Sahadschananda, diesem Orden angehört. Der Orden entsendet eben seine Leute selbst in die marxistisch, also westlerisch geleiteten Organisationen, um auch im gegnerischen Lager Fuß zu fassen. Die Lehre Vivekanandas und Ramakrischnas breitet sich in ganz Bengalen aus, wo sie auch Kreise erfaßt, die in der Kongreß-Bewegung stehen und sogar außerhalb der Nicht-Gewalttätigkeitsekte Gandhis aktiven revolutionären Kampf gegen die Engländer führen.

Neben dem Ramakrischna-Orden, der als Musterbeispiel der Verfechter der „Synthese aller Geisteskultur", der „neuen Religion des kommenden Wassermannzeitalters" [5]), dienen soll, wirken in gleicher Richtung

[5]) Siehe meine Schrift „Weissagungen", ferner „Die kommende Religion".

zahlreiche andere, weniger bedeutende Schulen und Gurus, Lehrer, der Vedanta-Philosophie, auf die wir nicht näher einzugehen brauchen.

Von den anderen Richtungen der religiösen Reform möchte ich noch auf den berühmten und zweifellos eigentümlichen „schweigsamen Jogi von Pondischery", Sri Aurobindo Ghose hinweisen, dessen Eigenart als für das religiöse und philosophische Leben Indiens kennzeichnend gelten darf. Dieser Jogi ist zu Beginn seiner Tätigkeit kein Sanyasi oder Saddhu, d. h. Asket, heiliger Mann, gewesen. Er genoß eine für englische Verhältnisse gute Erziehung in Manchester, London und Cambridge, beherrscht Latein und Griechisch neben den neueren Sprachen Englisch, Französisch, Deutsch und Italienisch, und erlernte erst nach Rückkehr nach Indien in Baroda, wo er auch zum Jogi „geweiht" wurde, Sanskrit und mehrere von den neuindischen Sprachen. Seine politische Tätigkeit begann 1906, und zwar auf der Linie der Swadeschi-Bewegung (die indischen Sinn-Feiner), einer Geheimorganisation, die im Freiheitkampf auch Gewaltmittel anwandte und propagierte. Zum Kongreß verhielt sich die von ihm und anderen gegründete Partei ablehnend, weil dieser damals eine Mitarbeit mit der britischen Regierung für möglich und wünschenswert hielt. Aurobindo Ghose war der erste, der die Swaradsch-Parole ausgab, also für völlige Unabhängigkeit Indiens kämpfte. Die Kongreßkrise von 1907 war zum großen Teil sein Werk und Folge der unversöhnlichen Haltung seiner Anhänger. Er gab damals das Wochenblatt „Bande Mataram" = „Heil der Mutter" heraus, und sein Einfluß in Indien war so groß, daß man in ihm den Führer des indischen Nationalismus erblickte. Die Engländer verhafteten ihn schließlich 1908 unter der Anklage, mit der von seinem Bruder Barindra angeführten terroristischen Gruppe in Bengalen in Verbindung zu stehen. Obgleich er letzten Endes freigesprochen und freigelassen wurde, erlebte er während seiner Haft eine innere Krise, die seiner politischen Tätigkeit ein Ende machte. Er sah ein, daß sein Volk für seine Pläne noch nicht reif war, und zog sich nach einigen weiteren erfolglosen Versuchen aus dem politischen Leben zurück. Da die Engländer eine neue Anklage gegen ihn erhoben hatten, flüchtete er erst nach Tschandernagur, dann nach Pondischery auf französisches Gebiet. Wiederholt lehnte er von dort aus den Ruf des Kongresses ab, den Vorsitz zu übernehmen und beschränkte sich zunächst, eine Monatsschrift „Arya" herauszugeben, die ausschließlich religionpolitischen Fragen gewidmet war. Auf diese Weise hoffte er, seine Ideen im Volke zu verbreiten, was allerdings ein zweifelhaftes Unterfangen für Indien war, wo nur eine dünne Schicht der Bevölkerung von einer solchen Propaganda Gebrauch machen konnte.

Allmählich bildete sich um seinen Wohnsitz in Pondischery ein „Aschrama", eine Art Kloster, in dem eine Anzahl Jünger seinen Lehren lauschen. Zur Zeit sind 175 Jünger verschiedenster Volkszugehörigkeit um ihn versammelt, die ein „geruhsames Leben der inneren Disziplin" führen, wie Swami Nichilananda in „Asia" (Dezember 1938) berichtet.

Nach dem alten indischen Text lehrt der „schweigsame Jogi" seine Jünger: „Schweigsam unter einem Banyanbaum, gleich Gestalten eines Gemäldes, sitzt ein junger Lehrer umgeben von alten Jüngern. Der Lehrer erläutert das Leben des Geistes — in Schweigen; die Zweifel der Schüler werden in Nichts zerstreut — in Schweigen." Getreu seinem Gelöbnis des Schweigens verkehrt er mit seinen Jüngern und der Außenwelt lediglich vermittels seiner Briefe und Schriften.

Aurobindo Ghoses Schrifttum ist umfangreich. Das wichtigste daraus ist aber zweifellos sein Werk „Studien um Gita". Seine Lehre gleicht der Ramakrischnas, obgleich sie beide auf verschiedenen Wegen zu ihrer Erkenntnis gelangt sind. Seine Einweihung zum Jogi erfolgte bereits in Baroda, doch die „Erleuchtung" bekam er erst im Gefängnis, wo er zwei „Visionen" hatte. Die erste eröffnete ihm, daß er selbst erlöst wird. Die zweite hatte die Schicksale Indiens zum Gegenstand und gab auch dem künftigen Wirken des Jogi die Richtung. Die „Vision" deutete ihm den Sinn des Wiedererwachens der vedischen Urreligion, die mit den verschiedenen heutigen Glaubensrichtungen und Sekten und Dogmen nicht verwechselt werden darf. Indiens Erwachen soll demnach dem Ziele dienen, allen anderen Völkern von dem reichen Born der alten indischen Geisteskultur zu geben.

Gemäß dieser unter der Einwirkung von angestrengten Meditationen und eifrigen Jogaübungen erlangten „Erleuchtung" ist auch das Schrifttum von Sri Aurobindo in diese Richtung eingestellt. Er sucht wie Ramakrischna und Vivekananda, die durch die westliche Lehrweise von einander getrennten Geist und Materie wieder in ein Ganzes zu bringen, wobei er sich in Gegensatz zur Vedantalehre stellt und die indischen Lehren vom Leben als Illusion, Täuschung, von der Welt als Maya, bekämpft. Die uns bereits aus theosophischen Schriften bekannte „Evolution" zum Zweck der Erlangung der Vollkommenheit[6]) spielt auch bei ihm eine große Rolle. Er nennt sie „Gottesentfaltung in der Natur". „Gott oder Realität", schreibt er in seinen „Studien zur Gita", „ist weder eine leere Abstraktion, noch eine bloße gesichtslose Dreieinigkeit, sondern kann mit einem ewigen Kind, das ein ewiges Spiel in einem ewigen Garten spielt, verglichen werden". Seine Lehren fußen in den Veden und den Upanischaden und gehen unter Beachtung des „Zeitgeistes" von ihnen aus.

Einem Deutschen erscheint die Propaganda durch Schweigen, die Sri Aurobino Ghose betreibt, zwecklos, nahezu irrsinnig. Bei uns muß eben geredet werden, wenn Propaganda irgendwelchen Erfolg haben soll. Und die zwei Jahrtausende der Atomisierung der Deutschen Seele durch das jüdische Christentum haben diese Auffassung noch verstärkt — es wird manchmal vielzuviel und manchmal auch noch „mit den Händen und mit

---

[6]) Darüber habe ich in „Das schleichende Gift" und „Die kommende Religion" eingehend geschrieben.

Füßen" geredet, wo ein paar zündende und aufklärende Worte denselben Dienst geleistet hätten. Immerhin die indische mystische Auffassung der Macht des Schweigens wird uns immer fremd bleiben. Ein Inder schreibt darüber: „Im Westen werden manche nicht begreifen, wie ein schweigender Lehrer den Suchern Wissen vermitteln kann. Es wird dem gesprochenen Wort ein übertriebener Wert beigemessen. Das Geheimnis des Schweigens wurde eifrig im Osten gehütet. Schweigen ist Vorläufer mächtiger Schöpfung. Immer wieder kann im Verlauf der indischen Geschichte festgestellt werden, daß Ideen und Ideale zunächst im Schweigen Kraft gewinnen wie Wasser hinter einem Damm und dann mit der Kraft einer Lawine losbrechen und die Welt mit ihrer gewaltigen Macht überschwemmen." [7])

Nach diesem Prinzip verschloß sich Sri Aurobindo der Welt, der er sich nur dreimal im Jahr bei festlichen Gelegenheiten mit entsprechendem Prunk, auf einem Thron mit Baldachin sitzend und in Schweigen Segen erteilend, zeigt. Zehntausende von Menschen aller Nationalitäten und Bekenntnissen pilgern bei solchen Gelegenheiten zu seinem „Aschrama". Und der Erfolg seiner Lehrtätigkeit beweist, daß Schweigen unter Umständen ein sehr wirksames Propagandamittel sein kann.

Hier muß noch des auch in Europa berühmten indischen Dichters Rabindranath Tagore, richtiger Thakur, gedacht werden, der in seinen Werken eine der Weltanschaunug Leo Tolstojs verwandte Glaubensrichtung entwickelt. Thakur gehört zu einer alten Brahmanensippe der Picali-Brahmanen. Sein Vorfahr Puruschottama verlor seine hohe Kastenstellung, weil er durch den Geruch des Rindfleisches, das Mohammedaner aßen, verunreinigt wurde. Obgleich Thakur kein Brahmane mehr ist, genießen er und seine Sippe hohes Ansehen. Vor allem aber der Erfolg, den seine Werke im „Abendlande" errangen, rückte ihn in den Vordergrund des geistigen Lebens Indiens. Heute unterhält er auf seiner Besitzung eine Schule, wo er der Jugend die Kenntnis des alten indischen Schrifttums und auch der modernen Wissenschaften vermittelt, wobei er in seiner Lehrweise die Versuche Tolstojs in Jasnaja Poljana nachahmt. Besonderen Wert legt er jedoch auf die Wiederbelebung der alten kultischen Tänze.

Weniger mystisch als die Philosophen aller Schattierungen sind die von den Kongreßleuten als „Faschisten" verschrieenen Organisationen, wie die Brattatschari-Bewegung in Bengalen, die als Reaktion auf die kommunistischen und terroristischen Strömungen in der Jugend des Landes gegründet wurde, wie die Chaksars-Bewegung des mohammedanischen Reformers Allama Innayatullah Chan, Al Maschriki, in Nordindien oder eine weitere mohammedanische Gruppe, Rabeta, in Delhi, der viele Studenten der Aligarh-Universität angehören. Allerdings spielt auch in diesen Gruppen, die als Kampfverbände angesprochen werden

---

[7]) „Asia", Dezember 1938.

müssen, auch wenn sie sich zur Loyalität bekennen und lediglich Spaten als Waffenersatz — wie die Chaksars — tragen, die Religion eine große Rolle, eine viel größere als in entsprechenden Verbänden in Europa. So erstrebt der Führer der Chaksars, Innayatullah Chan, ebenfall eine Art Religionsynthese, freilich unter der Oberherrschaft des Islams, den er einer radikalen Reform unterwerfen will.

Neben all diesen Gruppen, die beim näheren Zuschauen eine gemeinsame, sie alle verbindende große Linie, nämlich religiöse Erneuerung im Sinne der „Synthese aller Geisteskultur" zeigen, und neben der westlerischen Gruppe der Kongreßbewegung lebt das eigentliche Indien, die breite Masse des in den Suggestionen der sich an ihre Vorrechte klammernden, herrschsüchtigen, unwissenden und reaktionären Brahmanenkaste befangenen, vielrassigen und vielsprachigen Volkes der Hindu und der orthodoxen und somit reaktionären Mohammedaner, bei denen die Ulimas, die Mullahs, nahezu die gleiche Rolle spielen wie die Brahmanen bei den Hindu. Sie lehnen die Kongreßbewegung ab, weil sie ihnen fremde Ideen ins Land bringt und die alte „göttliche" Ordnung stürzen will, vielfach aber, weil sie sie und ihre Ziele nicht verstehen. Sie verschließen sich auch gegen die Reformen und Lehren der Vedantaleute, weil ihre alten Götter zu bloßen Ideen darin werden. Und die Moslemin unter ihnen befürchten von der allindischen Erhebung die Rache der Hindu für die Gewaltherrschaft der Mogulen. Die Propaganda des Kongresses hat ja, wie wir gesehen haben, nur einen verschwindend geringen Teil der indischen Bevölkerung erfaßt. Die Vedantaphilosophie wendet sich auch an die geistige Elite, also nicht an die Massen. Und die übrigen Organisationen sind noch zu schwach, um als wirkliche Volksbewegungen zu gelten. So haben die Chaksars 400 000 Mitglieder — gewiß ein schöner Erfolg für eine nur siebenjährige Arbeit. Aber wie weit hat diese Bewegung noch bis zu dem Zeitpunkt, da sie sagen könnte, sie wolle ein Wort in den Schicksalen Indiens mitsprechen!

Unter diesen sogenannten „Kommunalisten" spielt zweifellos die straffe und vor allem auch wirtschaftlich starke Organisation der Mohammedaner, die „All-India Muslim League", der Allindische Moslemverband, die wichtigste Rolle. Diese bedeutsame Organisation, deren Präsident M. A. Dschinnah (Jinnah) sich übrigens wiederholt gegen die Verfassungreform aussprach, verhält sich der Kongreßbewegung, aber auch allen Reformbestrebungen innerhalb des Islams ablehnend gegenüber. Die Mohammedaner verübelten dem Kongreßpräsidenten Pandit Nehru die Äußerung, es gebe in Indien nur zwei Parteien: die Regierung und den Kongreß, die anderen hätten sich eben einzugliedern. M. A. Dschinnah erwiderte darauf: „Ich weigere mich aber, mich in den Kongreß einzureihen. Es gibt noch eine dritte Partei in diesem Lande, und das sind die Mohammedaner." Der Zwist zwischen den Hindu und den Mohammedanern, den die Engländer so sorglich gepflegt hatten, ist noch

lange nicht überlebt, und an eine gemeinsame Front aller Inder ist zur Zeit noch nicht zu denken. Die Ursache davon liegt in der Koranlehre selbst.

Allerdings hängt der Allindische Moslemverband eng mit der panislamischen Front zusammen und verfolgt seit je die Ereignisse im Nahen Orient mit größter Aufmerksamkeit. Nicht zuletzt der Rücksicht auf die indischen Moslemin sind die kürzlichen Konzessionen, die England den Arabern Palästinas einräumte, zuzuschreiben. Eine Einigung des Hinduismus mit dem Islam muß eben mit allen Mitteln vereitelt werden.

An dieser Stelle muß noch eines Mannes gedacht werden, der allerdings in Europa mehr Volkstümlichkeit besitzt als in Indien und dessen Rolle innerhalb des politisch-religiösen Lebens des Landes sehr verschieden beurteilt wird. Es ist dies der bekannte Aga Chan, ein Fürst ohne Fürstentum, aber mit enormem Einkommen, berühmter Rennstallbesitzer, eine häufige und auffallende Erscheinung in den europäischen Luxusbädern, wo die Toiletten seiner Gattin, einer Pariserin übrigens, der ganzen „Welt" den Atem benehmen. Die europäische Presse hatte des öfteren Gelegenheit, sich mit dieser Gestalt zu beschäftigen, und seine Artikel in den verschiedensten Zeitungen, seine Besuche bei den leitenden Staatsmännern und Regierungchefs bildeten hin und wieder die Sensation der schreienden Schlagzeilen. In Wirklichkeit ist dieser Mann noch bemerkenswerter als das, was von ihm an die Öffentlichkeit dringt. Als angeblicher oder wirklicher 47. Nachkomme des Propheten von dessen Tochter Fatima, der Gattin des Kalifen Ali, ist er der Führer der Schiiten, wird jedoch nicht von allen Anhängern dieser Partei als solcher anerkannt. Immerhin ist sein Einfluß innerhalb des Islams bedeutend, weshalb die Engländer ihm eifrig den Hof machen. Aber nicht nur das — er gehört zu der immerhin seltenen Klasse der lebenden Götter, und zwar für die Sekte der Ismailiten, die ich oben schon erwähnt hatte. Nach dem Glauben dieser Sekte war nämlich Ismail der siebente und letzte geoffenbarte Imam, unfehlbar in seinen Entscheidungen und dem Kalifen, dem geistlichen Oberhaupt des Islams übergeordnet. Aga Chan soll nun der 41. Nachkomme dieses Ismail sein und hat somit dessen Unfehlbarkeit und göttliche Eigenschaft ererbt. Diese Sekte, besonders deren Untersekte, die Chodschas, sind in Indien und Persien reich und einflußreich, was ihrem Oberhaupt, dem Imam Aga Chan, natürlich ein bedeutendes Gewicht verleiht. Die Chodschas pilgern nicht nach Mekka, sondern zum Palast Aga Chans nach Bombay. Er erhält von allen Ismailiten eine freiwillige Einkommensteuer in Höhe von 2 vom Hundert, von den Chodschas sogar von 10 vom Hundert, daneben noch zahlreiche Einzelschenkungen und Stiftungen. Sein Jahreseinkommen kann nur geschätzt werden, da keine genauen Unterlagen darüber bestehen, und zwar schwanken die Schätzungen von 2 bis 40 Millionen Mark. Angeblich soll dieses in jedem Falle beachtliche Einkommen aus dem Vatererbe stammen, so daß Aga Chan die Sektengelder für öffentliche Zwecke verausgaben soll.

Obgleich mit einer Christin verheiratet, vermag der „unfehlbare" Imam vor seinen fanatischen Gläubigen zu bestehen, da er für alles einen Koranspruch als Entschuldigung und Erklärung heranzuziehen versteht. Nur die nationalen Hindu und Moslemin Indiens lehnen ihn scharf ab, da er als Englandfreund gilt und sich bisher stets als solcher erwiesen hat. Hassan Meerza schreibt über ihn: „Er" (Aga Chan) „soll die Gesamtheit der Mohammedaner in Indien vertreten, obwohl er ein geborener Perser ist. Aga Chan ist der sogenannte Englandfreund, Besitzer von vielen Titeln und elf Kanonen, die von der Regierung für Salutschüsse bestimmt sind. 1875 geboren, hat er in England und Persien studiert. Er bezieht eine sehr hohe Rente von der englischen Regierung und macht seinen Einfluß bei den Mohammedanern dementsprechend geltend. Aga Chan ist ein Prinz ohne Land; sein Großvater erhielt den Titel Chan, als er nach seiner Flucht aus Persien in Bombay der englischen Regierung seine Dienste anbot. Die Engländer erhoben ihn fälschlich als direkten Abkömmling des Propheten Mohammed zum geistlichen Oberhaupt der Mohammedaner." Und in einer Fußnote bemerkt er noch: „Aga Chan ist für die guten politischen Dienste seines Vaters vom General Nott of Kandahar und von Sir Napier in Sind zum Prinzen erhoben worden."

Wie man sieht, ist die Meinung über diesen „Englandfreund" geteilt. Seine politische Tätigkeit, soweit man sie verfolgen kann, bestätigt jedoch diese Bezeichnung. Seit seinem 25. Jahre war er Präsident der „All-Moslem Educational Conference" und bemühte sich, den britischen Einfluß in der Erziehung der Moslemin zu stärken. Seine Besuche bei den westlichen Fürsten und Königshöfen sowie bei dem Präsidenten Theodore Roosevelt in der Zeit vor dem Weltkriege wurden als Versuche, eine Einigung aller Mohammedaner herbeizuführen, ausgelegt. 1930/31 war er Vorsitzender der britisch-indischen Abordnung bei der Rundtischkonferenz in London und brachte einige geschickte Kompromisse zuwege, die seinen Einfluß bei den Moslemin stärkten, den Gewinn jedoch natürlich Großbritannien zuschanzten. 1932 vertrat er Indien bei der Abrüstungkonferenz und hatte den Vorsitz der britischen Abordnung auf den Völkerbundtagungen von 1932 und 1934. 1935 verzichtete er auf seine Eigenschaft als Wortführer aller indischen Mohammedaner, jedoch nur um seine Macht über die Ismailiten noch mehr zu festigen. 1937 war er sogar Vorsitzender des Völkerbundes, und der von ihm entfaltete Luxus bildete eine willkommene Gelegenheit für die Sensationpresse Europas, 1931 sprach Aga Chan im britischen Rundfunk über: „Was täte ich, wenn ich Weltdiktator wäre." Er übte darin eine ketzerische Kritik an den Verhältnissen in Europa, am Versailler Vertrag und am Völkerbund, sprach sich für den Anschluß Österreichs ans Reich aus und griff so den Ereignissen voraus. Kurz, seine Ausführungen erinnerten in allem an die der zahlreichen britischen „Deutschlandfreunde", wie Lord Rothermere, Lord Londonderry u. a., die unter dieser Maske nur die Sorge vor einem Wiedererstarken des Reiches verbargen und die Deutschen recht-

zeitig für englische Politik einzufangen suchten. Nach der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich veröffentlichte Aga Chan in der britischen Presse Artikel, die die Engländer mit diesem Ereignis auszusöhnen suchten.

Der Einfluß Aga Chans geht über die Grenzen Indiens hinaus und macht sich besonders in Afrika bemerkbar, wo zahlreiche Auslandsinder leben. Auf Sansibar gibt es z. B. etwa 400000 Anhänger Aga Chans, von denen er regelmäßig seinen Tribut zu erheben pflegt. Man sagt, daß seinen Besuchen in Ostafrika ein Kometenschweif von Zusammenbrüchen der kleineren Unternehmen der indischen Kaufleute zu folgen pflegt. Es muß sich dabei also nicht nur um die freiwilligen Spenden und Kirchensteuern seiner Gläubigen handeln, sondern um Finanzgeschäfte Seiner Hoheit selbst.

Hinsichtlich Indien selbst war Aga Chans Politik stets englandfreundlich. Er ist ein folgerichtiger Vertreter des indischen „Kommunalismus", d. h. Gegner jeder Zusammenarbeit der Moslemin mit den Hindu und mit der Bewegung Gandhis, was seinem Einfluß immerhin gewissen Schaden tat. Seine bereits 1918 veröffentlichten Vorschläge einer Verwaltungreform in Indien wurden 1937 im wesentlichen befolgt. Weiter gehen seine Forderungen nicht.

Der siebenundsechzigjährige Prinz ohne Land wird in der Geschichte Indiens vermutlich noch seine Rolle spielen. In welcher Richtung seine Tätigkeit sich nun bewegen wird, wird nicht zuletzt von dem Stand der Macht Englands im Nahen Osten abhängen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er sich eines Tages in die panislamische Front einreihen wird.

Das sind nun die wichtigsten Persönlichkeiten, die die politisch-religiöse Entwicklung Indiens in der Gegenwart bestimmen. Wie man sieht, erstreckt sich ihr Einfluß jeweils über bestimmte Kreise der Bevölkerung. In allen Kreisen und Schichten Indiens aber, ob sie nun zur Kongreßbewegung angehören, mit ihr sympathisieren oder sie ablehnen, ob sie Moslem oder Hindu sind, soweit sie nur nationalindisch denken und empfinden, hat e i n Name Klang und Einfluß, der Name des Mannes, der zwar zu den verfreimaurerten „Westlern" nicht gezählt werden kann, die Arbeit des „westlerischen" Kongresses jedoch überwacht und meist auch — wenn auch hinter den Kulissen — leitet: Mahatma Gandhi.

Mahatma Gandhi

Wenn man heute in Indien das Wort „Mahatma", so viel wie „großer Lehrer", anwendet, so versteht man ohne weiteres darunter den einen Mann, obgleich dieser Titel jedem großen Religionlehrer zukommen würde. Der Mann aber, der heute allein diesen Titel trägt, besitzt in Indien und überall, wo Inder leben, also auch in Insulinde, in Afrika und Hinterindien, einen Einfluß, der in der Weltgeschichte fast beispiellos ist. Nicht umsonst vergleicht Rabindranath Thakur, der große indische Dichter, Gandhidschis Rolle mit der Buddhas und Jesus' von Nazareth, und dabei haben diese beiden Religionstifter zu ihren Lebzeiten nicht einmal den Bruchteil des Einflusses gehabt, wie ihn der kleine, häßliche, verschrumpelte ehemalige Rechtsanwalt, dessen Wort für rund 250 Millionen Menschen religiöses Gesetz ist, heute besitzt. In zahllosen indischen Landhäusern, ja auch in den Städten finden sich kleine Altäre mit dem Bildnis Gandhis, umrahmt von der Nationalflagge in den Farben gelb-weiß-grün, an denen Opfern von Blumen und Feldfrüchten vollzogen werden. Gewiß, Indien ist das Land der Übertreibungen — dies äußert sich bereits in der Architektur der überladenen Tempel, in den vielarmigen und vielköpfigen Gestalten der Götter —, und auch Jawaharlal Nehru wird mit Beiworten „Juwel von Indien" oder „Verkörperung des Opfers" und dergleichen überschüttet. Aber von hier bis zu den Altären und göttlicher Verehrung ist immerhin noch ein ziemlicher Schritt, und man darf auf die Legenden gespannt sein, die Gandhis Gestalt umweben werden, sobald er einmal tot ist.

Gleich Nehru, Aga Chan und der Mehrzahl der indischen Führer von heute hat auch Gandhi eine für die dortigen Verhältnisse gute englisch-indische Bildung genossen und Jura studiert. Er betätigte sich in der Vorkriegszeit zunächst als Rechtsanwalt in Afrika, wo er sich bald an die Spitze des Kampfes für die Belange der dort lebenden Inder und in Gegensatz zum britischen Weltreich stellte. Seine Tätigkeit in Indien jedoch, und zwar von dem Augenblick an, da er als Sanyasi, „heiliger Mann", zu leben und zu lehren begann, gleichzeitig aber der politischen Freiheitbewegung Indiens eine religiöse Unterlage zu geben suchte, rückte ihn erst in den Vordergrund des öffentlichen Lebens und machte

ihn im Verlauf von verhältnismäßig wenigen Jahren zu dem, was er heute ist, zum geistigen Oberhaupt und ungekrönten König des Landes.

Mahatma Gandhi ist heute zweiundsiebzig Jahre alt, soweit man sich auf indische Angaben verlassen kann, die hinsichtlich Zahlen sehr unzuverlässig zu sein pflegen. Er befolgt in jeder Beziehung die äußerst strengen Regeln der indischen Asketen, ist folgerichtiger Vegetarier und lebt in wahrlich armseligen Verhältnissen. Neben den öffentlichen Vorträgen, die wie göttliche Offenbarung entgegengenommen werden, verbreitet er zahlreiche Artikel in der indischen Presse und schreibt auch in englisch gedruckten Blättern, darunter sogar in christlichen Missionzeitschriften. Sein Heim in Wardha ist ein Pilgerort für ungezählte Tausende.

Trotz seiner immerhin „westlichen" Erziehung ist Mohandas K. Gandhi ein Orientale in allem, was er lehrt und wie er lebt. Mehr als das, er ist Brahmane, obgleich er die Vorherrschaft der Brahmanenkaste als solcher ablehnt. Und wenn er auch die Kastenordnung Manus als göttlich anerkennt und jeden direkten Angriff darauf vermeidet — so begrüßte er z. B. den kühnen Durchbruch, den der Radscha von Trawankur an der Malabarküste durch diese starre und über Jahrtausende bestehende Ordnung machte, indem er als oberster Priester des Landes den „Unberührbaren" Zutritt zu den Tempeln gewährte, folgendermaßen: „Was unmöglich bei den Menschen schien, ist möglich geworden durch Gott. Hinfort wird es im Gotteshaus keinen Unterschied mehr geben von Mensch zu Mensch. Alle werden Haridschans, Gotteskinder sein." Thakur sagt von ihm: „Obschon etwas wie ein Götzendiener und Bilderanbeter läßt er die alten Götter in ihren staubigen Nischen der Heiligkeit und lockt einfach den alten Glauben zu besseren und mehr menschheitlichen Zielen."

Gandhi ist, wie ich schon sagte, ein strenger Asket und lehnt das Geschlechtsleben als mit der „geistigen Entwicklung" des Menschen unvereinbar ab. Aber er ist weit davon entfernt, das Weib nun als „Gefäß der Sünde" und „Satanswerk" zu verdammen, wie es z. B. christliche Kirchenväter getan haben. Er lehnt für sich alle Bequemlichkeiten und Zerstreuungen der Welt ab, aber er vergrämt nicht anderen die Freude am Leben, und kämpft für Verbesserung der Lebensverhältnisse der Bauern und Arbeiter. Er ist ein absoluter Gegner aller Gewaltanwendung und predigt den Haß gegen das Übel, jedoch nicht gegen den Übeltäter. Er ist kein Verfechter des Sozialismus, doch selbst verwirklicht er das Ideal des Kommunismus' bis zu einem Grade, wie ihn selbst der konsequenteste Marxist nicht erwartet. Rabindranath Thakur schreibt in „The Statesman", einer indischen Zeitschrift: „Es gibt Patrioten in Indien wie natürlich in allen anderen Völkern, die so viel für ihr Land geopfert haben wie Gandhidschi, und einige haben sogar mehr an Strafen zu erdulden gehabt als er; ebenso gibt es in unserem Lande auf dem religiösen Gebiet Asketen, im Vergleich mit denen das asketische Leben, das Gandhidschi führt, noch verhältnismäßig bequem erscheint. Jedoch diese Patrioten sind nur Patrioten und nichts mehr; und diese Asketen sind ledig-

lich geistige Athleten, beschränkt als Menschen eben durch ihre eigenen Tugenden; während dieser Mann größer zu sein scheint als seine Tugenden, so groß sie auch sein mögen."

Selbst auf eine derartig selbständige und willensstarke Persönlichkeit wie Jawaharlal Nehru erstreckt sich der Einfluß des kleinen Mahatma, obgleich Nehru sich darüber vollständig im klaren ist, daß Gandhi eigentlich ein Überbleibsel des Alten, Vergangenen ist — oder zu sein scheint in seiner Angleichung an den alten Volksglauben und Aberglauben. Gandhi ist kein eigentlicher Religionreformer, da er das Alte im großen und ganzen bestehen läßt, um seine Gefolgschaft nicht zu verlieren. Ich sagte schon, daß er gleichzeitig die Kastenordnung als heilig erklären und deren Umsturz warm begrüßen kann, ohne von seinem Nymbus etwas einzubüßen. Allerdings erstreckt sich diese seine „Reform" der Kastenordnung lediglich auf die Verleihung der Menschenrechte an die unzähligen „Unberührbaren", die man allgemein unter dem in Europa sprichwörtlich gewordenen, in Indien dagegen nicht gebräuchlichen Namen „Parias" kennt. Mit anderen Worten: er will lediglich diese Bevölkerungschicht in die Gesellschaft aufnehmen, ohne an dem Wesen der Ordnung Manus selbst zu rütteln. So hat er selbst einen „Hungerstreik bis zum Tode" eröffnet, um für die Unberührbaren in Bengalen dreißig Sitze in der Provinzialkammer zu erkämpfen, was er auch mit dem Poona-Abkommen erreichte.

Der Hinduismus ist dermaßen mit dem Kastenwesen, wie es in der Gesetzgebung Manus zum Ausdruck gekommen ist, verflochten, daß eine weitergehende Reform auch undenkbar ist, ohne Revolution zu werden. Und Gandhi ist kein religiöser Revolutionär, sondern Taktiker, der bestrebt ist und bleibt, einer Priesterherrschaft — es braucht jedoch nicht unbedingt die bestehende Brahmanenkaste zu sein — die Macht über die Volksmassen zu erhalten. Seine eigene Bedeutung und sein Erfolg sind ja auf dem Boden des Hinduismus erwachsen und können sich nur auf ihm halten. In dieser Beziehung hinkt der Vergleich mit Buddha, der ein Revolutionär war und für seinen Orden keine politische Macht erstrebte — das besorgte der Orden selbst in späteren Zeiten.

So kann es sich Gandhidschi leisten, gegen das Purdah-System anzugehen, das ja an sich unindisch ist und von den Hindu nur nach mohammedanischem Vorbild übernommen wurde, um ihre Mädchen und Frauen vor den mohammedanischen Eroberern in Sicherheit zu bringen. Dieser Kampf Gandhis brachte ihm eine ganze Reihe tüchtiger und fanatischer Mitkämpferinnen aus der Frauenwelt Indiens, Dichterinnen und Priesterinnen, ein, die heute sogar im Kongreß auftreten und dort wichtige Posten innehaben. Mahatma selbst wird ständig von einem Kranz indischer Damen umgeben abgebildet.

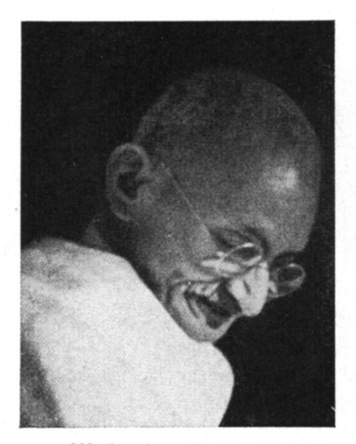
Seine Lehre von der Gewaltlosigkeit, die er auch im Befreiungkampf Indiens in voller Gültigkeit befolgt sehen will, wird nicht von allen seinen Anhängern angenommen. Die Jugend besonders will sich mit

dieser Kampfart nicht befreunden: sie will nicht nur Amboß, sondern auch Hammer sein. Besonders in Bengalen sind Bewegungen stark, die aktiven Kampf fordern — und nicht nur marxistisch infizierte Organisationen wie der Kissan Sabha und der Madschdur Sabha und unterirdische anarchistische und kommunistische Gruppen, sondern auch nationalindische und religiös-indische und -mohammedanische Geheimorden und -bünde. Das Attentat in London vom 13. 3. 40, dem ein ehemaliger hoher britisch-indischer Beamter zum Opfer fiel und bei dem andere verletzt wurden, ist auf die Tätigkeit solcher Gruppen zurückzuführen, und es scheint, daß diese terroristische Bewegung sich auch nach dem Panschab ausgedehnt hat, denn der Attentäter gab vor, das Blutbad von Amritsar (1919), für das der Getötete verantwortlich ist, rächen zu wollen. Doch obgleich dieser terroristische und aktive Flügel der indischen Freiheitbewegung die Lehre der Gewaltlosigkeit auch ablehnt — im übrigen erkennt er die Autorität des Mahatma und dessen absolute Führerstellung für Indien voll an. Die gelegentlichen Gefängnisstrafen, die ihm von den Engländern zudiktiert wurden, bildeten um den rasierten Schädel Gandhis einen Märtyrerschein, der besonders auf die Jugend anziehend wirkt.

Selbst die „unverständliche" Haltung des Mahatma in der Bauernrevolte von 1921/22, die unter seiner eigenen Parole „non-tax campaing", Steuerverweigerungfeldzug, entstanden ist und von ihm geführt wurde, konnte seine Volkstümlichkeit nicht zerstören. Diese Bewegung, die die Regierung von Britisch-Indien stark erschütterte, wurde nämlich von Gandhi plötzlich abgeblasen, und dieses Nachgeben hatte zur Folge, daß die Bauern von den Engländern, die sich nun Sieger wähnten, schwerste Repressalien zu erdulden hatten.

Sein politischer Kampf geht fortwährend unter solchen Parolen. Der „non-tax-campaign" folgte die „non-coöperation", Mitarbeitverweigerung, die den Engländern schwer zu schaffen machte, den Indern aber so viele und so schwere Opfern auferlegte, daß auch sie abgeblasen werden mußte. Damals kam Jawaharlal Nehru zum ersten Mal ins Gefängnis. Zur Zeit läuft die „civil desobediance"-Kampagne, die „bürgerlichen Ungehorsam" allen Maßnahmen der Regierung gegenüber fordert und allem Anschein nach gerade jetzt, nach der diesjährigen Tagung des Allindischen Kongresses besonders scharfe Formen annehmen wird.

Als. Beispiel für diese Art Kampf sei eine kurze Äußerung Gandhis gebracht, die typisch ist für seine Weise, seine Wünsche dem Volk verständlich zu machen. Im stürmischen Jahr 1938 führte die anglo-indische Regierung eine Reihe Luftschutzübungen in verschiedenen Städten Indiens durch, um zugleich eine Art Kriegspsychose, die die Inder von ihren inneren Angelegenheiten ablenken sollte, zu erzeugen, ferner ihnen die Sorge, die sich die Regierung um Indiens Sicherheit macht, propagandistisch zu zeigen, und endlich um sie gegen Japan, das in Asien, ebenso wie Deutschland in Europa, grundsätzlich als Angreifer und Eroberer hingestellt wird, aufzuhetzen. Solche Verdunkelungübungen wurden



Mohendra K. Gandhi

(Siehe Seite 93 ff.)

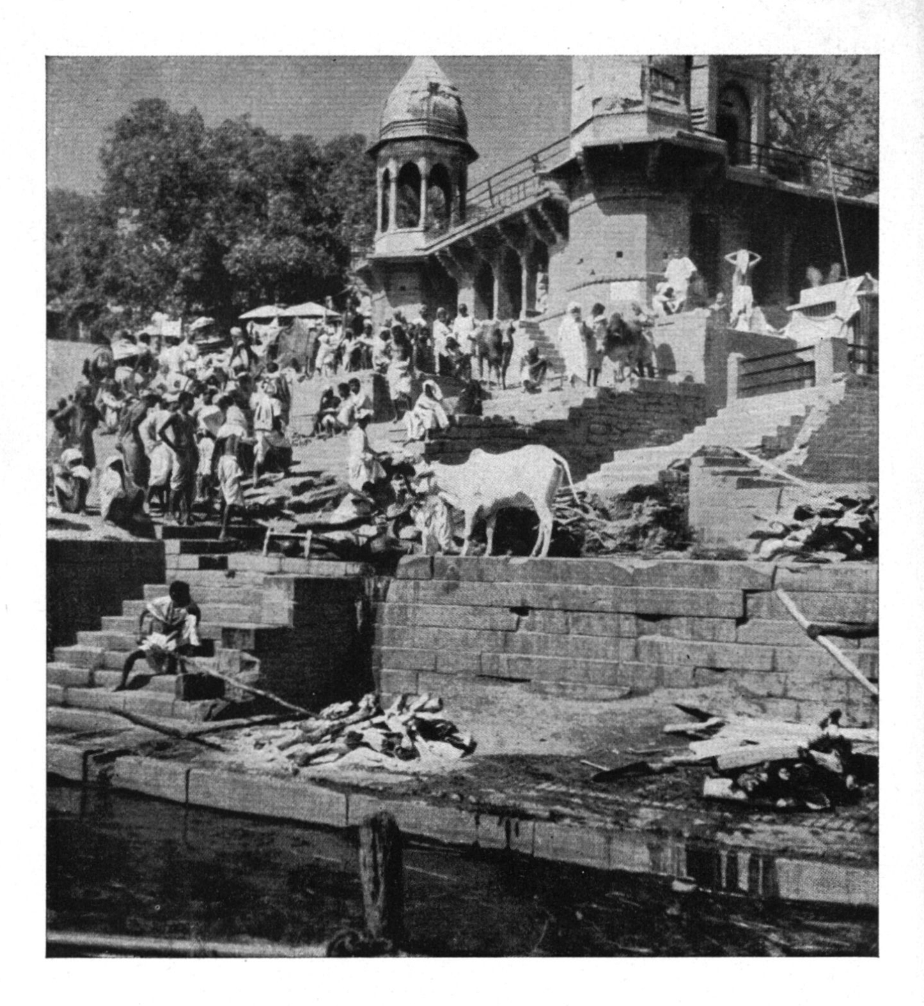


Pandit Jawaharlal Nehru

(Siehe Seite 80 ff.)

„Hungermarsch" der Gadscharat-Bauern zum Haripuri-Kongreß. Die Inschrift auf dem Plakat besagt: „Nieder mit der Sklaverei!"

(Siehe Abschnitt „Der westliche Flügel", Seite 73—81)



Benares. Leichenverbrennung am Ganges, dem heiligen Fluß der Hindus, dessen Wasser alle Sünden der Lebenden und Toten abzuwaschen fähig ist. Daß dieses Wasser alle Arten Unrat, halbverbrannte Leichenteile und sonstige Krankheiterreger enthält und somit zur Verbreitung der epidemisch auftretenden Seuchen durch die Scharen der Pilger beiträgt, vermag die religiösen Vorurteile nicht zu beeinträchtigen

(Siehe Abschnitt „Die Aussichten", Seite 101—109)

„schwarze Nächte" genannt. Zu einer solchen „schwarzen Nacht" in Bombay äußerte der Mahatma „in tiefster Agonie":

„Diese schwarze Nacht war wirklich eine schwarze Nacht für mich. Gegen wen richtete sich die Verteidigungübung der Bürger von Bombay? Und welche Verteidigung? Sie hatten an der aktiven Arbeit nicht teilzunehmen. Es war zu technisch für sie, und ich glaube kaum, daß, wenn irgendeiner gewünscht hätte, diese Technik zu erlernen, er dazu zugelassen werden würde oder könnte. Die Bürger hatten lediglich dem Gebot der Verteidiger zu folgen, um sich zu retten. Dies ist aber mehr ein Leben in ständiger Todesfurcht, um dem Tod durch Luftangriffe zu entgehen."

Die Zeitschrift „The Kaisar-i-Hind" umschreibt die praktische Anwendung der Lehre der Gewaltlosigkeit in der Politik folgendermaßen: „Die gewaltlose Kampfweise besteht darin, jedweden Gegner oder jemand, der plötzlich diese Rolle übernimmt, nicht anzuerkennen, die gewaltlose Abwehr aber darin, weder sich dem Willen des Gegners zu fügen, noch sich ihm gewaltsam zu widersetzen, selbst wenn wir die Fähigkeit hätten, es zu tun."

Mahatma Gandhi führt durch persönliches Beispiel und in vielen Reden und Vorträgen den Kampf für die Wiedererweckung des indischen Textilgewerbes. Eine seiner Ausführungen über diese Frage sei hier angeführt, weil sie sowohl auf die Kampfweise und Taktik Mahatma Gandhis wie auch auf die Mentalität der indischen Bevölkerung, der sich der heilige Taktiker weitgehendst anpaßt, ein recht bezeichnendes Licht wirft. Er sprach auf der Kongreßtagung in Faizpur über die neue Verfassung, wobei auch seine Auffassung der sozialen Frage zutage kam, auf die wir noch zurückkommen werden, und sagte u. a.: „Wir haben unsere Freiheit Schritt für Schritt verloren. Das begann damit, als wir das Spinnen aufgaben. Ich tadele die Briten darum nicht. Wir gaben das Spinnen auf und führten Stoffe aus Lancashire ein, nicht ein einziges Stück Garn war vorher erzeugt worden. Ich bleibe dabei, daß wir die Freiheit durch Spinnen wiedererlangen können, oder gibt es irgend jemanden, der uns einen anderen Weg weisen kann, der mit unseren Grundsätzen der Nicht-Gewaltanwendung und Wahrheit übereinstimmt, auf dem wir unsere Freiheit wiedergewinnen könnten? .... Wir haben die Freiheit verloren, weil wir das Spinnen aufgaben, und wir werden sie durch Spinnen wiedergewinnen. Und wenn wir die Freiheit verloren haben, dann sind wir selbst mehr verantwortlich dafür als die Briten. Es ist keine große Sache für 350 Millionen Inder auf ein paar tausend Briten Steine zu werfen und sie zu vernichten. Aber was für eine Freiheit wäre dies? Was würde Gott dazu sagen, wenn wir unsere Freiheit auf solche Weise wiedererlangten? Er würde dies sicher nicht billigen. Wir sind Satyagrahis (Anhänger des passiven Widerstandes) und wir würden nichts dergleichen tun. Manche mögen heute an meiner Kraft und Fähigkeit zweifeln und sagen, das ist ja ein alter Mann! Aber ich kann

euch versichern, daß ich von derselben Kraft und Energie erfüllt bin, die ich früher besaß. Ich bin bereit, für meine Sache wieder ins Gefängnis zu gehen, ja sogar das Schaffott zu besteigen. Und ich habe das gleiche Empfinden bei Jawaharlal[1])."

Das Spinnrad gehört heute auf Gandhis Anregung zu den nationalen Symbolen der indischen Freiheitbewegung. Weder Gandhi, noch seine Anhänger kaufen englische Stoffe, sondern tragen heimische Trachten und heimische Stoffe. Die „Gandhikappe" bildet die Kopfbedeckung der Kongreßleute, eine Art runde weiße Feldmütze. Selbst die Ausstattung und Ausschmückung der Kongreßstadt Haripura wurde lediglich aus heimischen Materialien ausgeführt, und lediglich das elektrische Licht und die unvermeidlichen Lautsprecher gemahnten dort an die „Segnungen" der westlichen Zivilisation.

Gandhis Einstellung zur sozialen Frage ist der Kummer der marxistisch angehauchten Kongreßleute. Man kann es sich denken, daß es in den Ohren eines Marxisten ganz übel klingt, wenn der Mahatma z. B. vor dem Kongreß in einer allen indischen Bauern und Arbeitern viel verständlicheren Sprache, als dies die marxistische Schlagwortdrescherei ist, ausführt: „Indien sollte eine heimische (home made) Verfassung haben, nicht eine, die ihm von außen auferlegt wird. Alle Länder haben ihr eigenes Regierungsystem. Wem sollen wir folgen? Meine Auffassung von Freiheit ist eine im wesentlichen indische. Dieses Land gehört keinem besonders, es gehört Gott. Weder die Land- noch die Fabrikbesitzer können behaupten, daß es ihnen gehörte, noch sonst wer."

Aus dieser seiner religiösen Einstellung ergibt sich auch seine Haltung zu allen Fragen des Besitzes, der Arbeit usw. Er ist gegen gewaltsame Lösung des unseligen Semindarsystems, von dem oben die Rede war. Er ist gegen gewaltsame Enteignung von Land, Besitz und Kapital. Aber er kämpft für die Erweiterung der Rechte der Frauen, gegen das Purdahsystem, das aus der Frau eine Sklavin macht, für die Einreihung der „Unberührbaren" in die Kastenordnung — jedoch nicht gegen die Kastenordnung als solche, weil diese in der religiösen Überlieferung begründet ist. Ebenso wie er die Erringung der politischen Freiheit Indiens auf dem Wege der Nicht-Gewaltanwendung erstrebt, sucht er auch die soziale Lage der Bevölkerung durch friedliche Mittel zu bessern, indem er mit Hilfe der Predigt und des persönlichen Beispiels die Gegensätze zu überbrücken und beide Teile zur Nachgiebigkeit zu bewegen trachtet.

Ohne im Nationalkongreß irgendeinen Posten innezuhaben, ist Mahatma Gandhi sein eigentlicher Leiter. Keine Wahlkandidatur, kein Beschluß des Kongresses wird aufgestellt, bevor man Gandhidschi darüber befragt hat. Sein Wunsch genügte, um im April 1939 den Kongreßpräsidenten Subhas Tschandra Bose, einen sehr volkstümlichen Mann,

---

[1]) Zitiert nach „Der neue Orient", Heft 4/1937.

wegen seiner Sowjetsympathien abzusetzen und durch Gandhis Anhänger Radschendra Prasad zu ersetzen. Dabei versteht der Mahatma, zwischen den scheinbar unversöhnlichen Flügeln des Kongresses Kompromisse und Einigungen herbeizuführen, die seiner taktischen und diplomatischen Begabung alle Ehre machen.

Allerdings steckt auch der heilige Mann selbst tief in den Vorurteilen und dem Aberglauben Indiens. Dies wird durch seine Haltung in dem zur Zeit in Indien glimmenden Kampf gegen das Impfen beleuchtet. Dieser Kampf zeigt besonders deutlich die Schwierigkeiten, die der Regierung auch des zukünftigen freien Indiens noch viel zu schaffen machen werden. Bekanntlich wird das Serum für die Pockenimpfungen von Kälbern gewonnen. Eine Kuh, mithin auch ein Kalb, ist für die Inder heiliges Tier, sein Fleisch und Blut somit unter strengstem Verbot. Es ist also klar, daß die Hindu sich der Impfung mit aller Gewalt widersetzen, und es hat in der Vorzeit bereits Blut dieser Frage wegen fließen müssen. Die Hindu-Zeitungen unter Anführung des Mahatma Gandhi stellen sich energisch auf die Seite der Impfgegner und erklären das Impfen für „wissenschaftlichen Aberglauben". In „Hind Swaraj" schreibt der unfehlbare Mahatma über die wissenschaftliche Heilkunde: „Die Ärzte haben uns beinahe zerrüttet. Manchmal denke ich, daß die Quacksalber besser sind als hochgelehrte akademische Ärzte.... Diese Ärzte vergewaltigen unser religiöses Empfinden. Ihre meisten Medikamente und Präparate enthalten entweder tierisches Fett oder Alkohol; beides ist für Hindu und Mohammedaner Tabu. Wir sollen vorgeben, zivilisiert zu sein, religiöse Verbote Aberglauben nennen und frevelhaft dulden, was uns beliebt. Tatsache bleibt, daß die Ärzte uns veranlassen, darin nachlässig zu sein, und das Ergebnis davon ist, daß wir die Selbstbeherrschung verlieren und verweiblichen. In ihrer Leichtgläubigkeit und in der Hoffnung, sich von irgendwelchem Übel zu befreien, nimmt die Bevölkerung jeden Betrug hin[2]). Sind die Quacksalber, die wir ja kennen, nicht besser als die Ärzte, die sich noch mit dem Schein der Humanität umgeben?"

Klingt diese Ablehnung der wissenschaftlichen Medizin und die Verherrlichung der „Heilkundigen" nicht irgendwie bekannt? Auch in Europa gibt es Menschen, die „weise Frauen", Magnetiseure, Heilmagnetopaten, Pendelpraktiker und sonstige bewußte oder unbewußte Spekulanten an der Gläubigkeit und — Dummheit der Menschen jedem Arzt vorziehen, der durch jahrelanges Studium die Kenntnis des menschlichen Körpers erworben hat und auch die Naturwissenschaft beherrscht. Nun, dies nur nebenbei.

Die Skizze von Mahatma Gandhi mag im Namen dieses Buches genügen. Seine Rolle ist noch nicht ausgespielt, und vielleicht wird schon

---

[2]) Solche Medikamente werden nämlich der Bevölkerung von Ärzten verabreicht unter Versicherung, sie enthalten nichts, was durch die Religion verboten sei.

die nächste Zukunft zeigen, wohin er sein Indien führen wird. Es ist wohl die englisch-„westlerische" Erziehung, die ihn in die Reihen der Gegner des Dritten Reiches gestellt hat — es fragt sich, wie weit er in dieser Gegnerschaft gehen und ob er aus der gegenwärtigen außenpolitischen Lage Nutzen ziehen wird. Man darf allerdings nicht außer acht lassen, daß auch er wie viele andere lediglich Exponent von Ideen und Kräften ist, die selbst im Hintergrunde zu bleiben vorziehen.

Die Aussichten

Ich glaube, in den vorhergehenden Abschnitten wohl die historische und rassenmäßige wie die religiöse und politische Grundlage der indischen Freiheitbewegung gezeigt zu haben. Es ist nicht leicht, die wahrlich tropische Üppigkeit und Buntheit des geistigen Lebens dieses Landes zu einem anschaulichen Bilde zusammenzufassen und zu ordnen. Dieses Bild wird auch in einem umfangreicheren und ausführlicheren Werk stets nur in allgemeinen Umrissen erscheinen, da die Einzelheiten so mannigfaltig sind, daß sie niemals restlos erfaßt werden können — und sie sind manchmal nicht unwesentlich und fehlen zuweilen im Gesamtbild. Ich habe mich bemüht, die große Linie in jeder Beziehung zu wahren und zu zeigen, so wie sie durch die Philosophie der Geschichte und die Philosophie der Kultur von Dr. Mathilde Ludendorff herausgeschält wird, und hoffe, damit ein ungeschminktes Bild der indischen Wirklichkeit gegeben zu haben.

Trotz der ungeheueren Vielrassigkeit Indiens, der Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen seines Gottglaubens, der Verworrenheit und Verschiedenheit der sozialen und politischen Verhältnisse ist Indien scheinbar eine Einheit, wenn auch eine nebelhafte, verschwommene. Der Vergleich ist vielleicht wenig appetitlich, aber mir erscheint das Indertum wie ein dicker und bunter Brei verschiedenartiger Zusammensetzung, wobei die einzelnen Bestandteile nur an den Berührungflächen miteinander vermengt sind, im ganzen aber eine zäh zusammenhaltende Masse darstellen. Jeder neue Bestandteil, einmal in den Brei geflossen, wird untrennbar in ihm aufgenommen und kann nicht mehr einzeln herausgelöst werden.

Dabei bleibt zunächst die Grundfarbe und die Struktur der einzelnen Bestandteile im wesentlichen so, wie vor der Vereinigung, gleicht sich vielleicht lediglich im Farbton und in der Zähigkeit der Gesamtmasse an. Mit der Zeit geht allerdings eine grundlegendere Veränderung mit allem, was zu dem Brei neu hinzukommt, vor sich. Nur noch ein Schimmer der alten ursprünglichen Grundfarbe ist zu erkennen, und auch die Struktur paßt sich der des übrigen Breies immer mehr an. So erging es den alten Ariern, deren äußere rassische Merkmale kaum mehr und höchstens in dem Gesichtsschnitt, sehr selten in Augen- und Haarfarbe wahrzunehmen

sind. Ihre innere Struktur, die Kultur, glich sich fast vollständig der des vorhandenen Breies an. Ebenso gingen die bei weitem schwächeren Einschläge nordischen Blutes durch Perser und Mazedonier unter, noch spurloser verschwanden sie in dem ungeheueren Kessel. Nur noch in ältesten buddhistischen Bildwerken lebt der Geist des Hellenentums, bereits von andersrassigen Künstlern festgebannt, weiter. Wo sind noch Spuren der sogenannten Ephthaliten geblieben? Die Legende von der Abstammung der Radschputdynastien von diesen Vorderasiaten ist doch kaum etwas anderes als eine Legende, obgleich vorderasiatischer Einschlag in vielen Gegenden Indiens und besonders in Radschputana wahrzunehmen ist. Nur die Moslemin vermochten sich zu erhalten — allerdings rassisch kaum merklich, sondern nur in ihrer unduldsamen, dogmenstarren, vorderasiatischen Religion. Sind aber die Kulturdenkmäler der Baberdynastie und der Mogulzeit unindisch? Auch hier sieht man bereits eine Anpassung an den allgemeinen Brei, wie sie in der arabischen, türkischen, oder maurischen Architektur nirgends sonst festzustellen ist. Gewiß, der Tadsch-Mahal, das steingewordene Minnelied eines Moslem, sticht aus dem indischen Brei scharf hervor — aber ist er etwa arabisch oder türkisch? Auch hier hat die Seele des Künstlers bereits eine Wandlung, eine Brechung in dem tropischen Sonnenlicht Indiens fahren und ein Kunstwerk geschaffen, das, zwar nach dem islamischen Kanon erstellt, so einzigartig in die indische Umgebung hineinpaßt, daß es nirdends stehen kann als eben in Agra.

Immerhin, die harte Struktur des Islams erhielt sich noch im Brei, doch der indische Islam ist eben ein indischer Islam und unterscheidet sich bei aller Orthodoxie von dem Vorderasiens und Afrikas, mögen seine Organisationen noch so panislamisch gerichtet sein. Und in dem tropischen Klima des Landes trieb der dürre, nüchterne Baum des Propheten manch einen bizarren, eigentümlichen Zweig.

Und die Uneinheitlichkeit des Hinduismus? Sie ist aus der Eigenart des Breies erklärlich. Es ist eben Brei, was da in dem riesigen Kessel zwischen dem Himalaya und dem Kap Komorin wallt und brodelt. Es ist keine bereits homogen gewordene Legierung. Und es scheint fast, als begünstige die Treibhausatmosphäre Indiens allerlei Sonderbildungen, Mißbildungen, seltsame Abarten und Mischarten. Die unmöglichsten Dinge kommen da in diesem geistigen Dschungel zum Vorschein, wuchern, blühen, duften, ranken, und stören doch nicht die Einheitlichkeit des Gesamtbildes.

Die Engländer nehmen in dem Brei eine Sonderstellung ein. Sie schwimmen darin gleich einem einzigen Stück besonderer Materie. Sie gehen in dem Brei nicht unter — jedenfalls bei weitem nicht so schnell und restlos wie all die anderen. Und dies kommt davon, weil sie sich in Indien niemals zu Hause fühlen. Sie kommen dorthin, um sich zu bereichern, zum mindesten ihren Lebensunterhalt zu verdienen, beachten mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen den Brei um sie herum gar nicht oder

höchstens als Ausbeutungobjekt und kehren dann, um ihren geruhsamen Lebensabend zu verbringen, heim nach England. Sie sind nie organischer Bestandteil des indischen Breies geworden, wie es die alten Arier, die arabischen, persischen oder türkischen Moslemin geworden waren. So könnte es Jahrtausende dauern, und die Briten würden Briten bleiben mitten in dem indischen Brei.

Aber bei aller ihrer Abgeschlossenheit und Absonderung — Indien bleibt nicht ohne Einfluß auf die Eroberer. Oder sind die Theosophie und andere asiatischen Okkultrichtungen, die Vedantaphilosophie, die „Synthese aller Geisteskultur", die sich gerade in England mit beängstigender Schnelligkeit ausbreiten, etwas anderes als eine Gegenoffensive Asiens, „Tibets", auf dem Umweg über Indien? Der Brei, in dem der Nachen der stolzen Eroberer schwimmt, bleibt immer dicker an den Bordwänden kleben, bis er — zu seiner Zeit — das Fahrzeug mit den Insassen in seine Tiefen gezogen haben wird. Die Dschungelgötter Indiens lassen niemand mehr los, der sich in ihre geheimnisvollen Verstecke hineingewagt hat und das ist wohl die geheime Grundlage der „gewaltlosen Abwehr" Gandhis.

Mitten in kaum durchdringlichem Dschungel liegt die ehemalige Hauptstadt Akbars, Fatehpur-Sikri. Eine tote Stadt, mit marmornen Palästen und Tempeln, mit riesigen marmornen Badebecken, Treppen und Terrassen, bewohnt von den Tieren des Dschungels. Giftige Schlangen wärmen sich im goldenen Sonnenschein auf den polierten Steinfließen, Wildschweine trotten zwischen Marmorsäulen über zersprungene Fliesen zur Tränke und Affen lärmen und springen in dem Gewirr der Zweige, das durch die eingefallenen Dächer und zwischen dem steinernen Spitzenwerk der Altane und Treppengeländer rankt und wuchert. Mächtige Wurzeln der Dschungelriesen schoben die Marmorfliesen der Höfe und Plätze auseinander, sprengten hie und da die mächtigen Mauern. Und die Strahlen der Sonne suchen vergeblich im violetten Schatten toter Prunkstraßen nach einem Menschen, der Akbars Religionsynthese bekennen, seine gewaltigen Pläne in ehrendem Gedächtnis bewahren würde. Das ist alles, was von dem großen Reformator auf dem Thron des Kaisar-i-Hind übrig geblieben ist? Nein, sein gewaltiges Werk hat in der Struktur des Breies Spuren hinterlassen, sie gewandelt, so daß die fremden Herren, die nach ihm kamen und sich das Land unterwarfen, seine Verfassung und Verwaltung für sich ausnutzen konnten.

Solche tote Städte in Indiens Dschungeln sind ein Sinnbild für alle nach Indien eingedrungenen fremden Kulturen. Sie vergingen, aber ihre Reste ragen immer noch zur grausamen und sengenden Sonne Indiens — dem Sinnbild vieler seiner Götter — empor. Das Gerippe der alten arischen Kultur in den Veden und vielen anderen heiligen Büchern, die für die heutigen ebenso tot und deren ursprünglicher Sinn ebenso vergessen sind wie die Ruinen der Paläste und Tempel Akbars im Dschungel. Die Reste des Buddhismus in den Stupas und Viharas, vor denen Vorübergehen-

de auf alle Fälle ihre Verehrung erweisen, ohne zu wissen, wem die gewaltigen Bauten gedient haben und welche Götter sie bergen. Das Mogulenreich in Alt-Delhi und vielen anderen Ruinen. Irgendeine uralte unbekannte Religion in der Grotte von Elefanta bei Bombay. Alles vergessen, verkannt, — verdaut durch Indiens unersättlichen, gewaltigen Magen. Sanskrit und Pali — was sind diese ältesten Kultursprachen des indogermanischen Sprachkreises anderes als Denkmäler wie die Ruinen von Fatehpur-Sikri?

Darüber aber wogt das bunte, träge und gleichzeitig leidenschaftliche Leben des heutigen Indiens, nicht viel anders im wesentlichen als es zu Zeiten Akbars, ja Aschokas, gewogt hat. Kraftwagen und elektrisches Licht, Parteien mit westlerischen Schlagworten, Klassenkampf und Hungermärsche — ist das alles nicht nur Äußerlichkeit, mehr Äußerlichkeit für Indien als für irgend ein anderes Land der Erde? Was weiß einer von den drei Millionen Gonds, Angehörigen eines der indischen Urvölker, nach dem Mittelindien manchmal Gondwana genannt wird, von Demokratie, von Sozialisierung, von Kolchoswirtschaft, ja, selbst von der Vedantaphilosophie? Und doch ist er und war er Bestandteil der Urbevölkerung Indiens. Er betreibt seinen primitivsten Ackerbau, sucht dem Urwald seine Lebensbedürfnisse abzujagen, sieht die Welt, den Urwald — denn der ist seine Welt — voller Geister, Kobolde, Hexen und Zauberer und — singt seine romantischen und unerwartet zarten Liebeslieder. Ja, was wissen selbst kleine Bürger indischer Städte von den Segnungen, die ihnen der Nationalkongreß und dessen revolutionäres und klassenbewußtes Proletariat bescheren wollen, diese Bürger, die in jeder Kuh, die träge und ihrer Vorrechte als heiliges Tier bewußt durch die Straßen streicht, die Inkarnation einer der vielen Gottheiten sehen. Ich fand einmal in einer Zeitschrift eine Kurzgeschichte des Inders Radscha Rao, betitelt „Die Kuh auf den Barrikaden", die diese indische Mentalität schlaglichtartig beleuchtet, besser als höchstintellektuelle und unsagbar anspruchsvolle Abhandlungen des „großen Psychologen" Professor C. G. Jung über Indien, die ihm eine geharnischte und verdiente Abfuhr eines Inders eingebracht haben. Die Geschichte spielt in den Tagen der Steuerverweigerungkampagne Gandhis und schildert den Barrikadenkampf in einer indischen Stadt. Ein Meister (Guru) lebte in dieser Stadt, den regelmäßig eine unbekannte Kuh besuchte und nur von ihm eine Handvoll Reiskörner annahm, wofür sie ihm kniefällig dankte und sich dann entfernte. Obdach- und herrenlose Kühe gibt es in Indien genug, und sie werden alle für heilig gehalten, doch diese Kuh wurde ganz besonders verehrt und schließlich, nicht ohne schmunzelnde Duldung des Meisters, für eine Verkörperung der Göttin Lakschmi oder Gauri gehalten und entsprechend verehrt.

„Das Volk hörte davon hier, und es hörte davon dort, und sie kamen mit Korn und Heu und Kunkumwasser und sprachen: ‚Wir haben einen sonderbaren Besuch, laßt uns sie ehren.' Kaufleute kamen und sprachen:

‚Vielleicht ist sie Lakschmi, die Göttin, und wir würden mehr Geld verdienen bei der nächsten Ernte', und sie fielen vor ihr nieder. Studenten kamen, ihren Kopf zu berühren, und sprachen: ‚Laß mich diesmal in der Prüfung durchkommen', und junge Mädchen kamen, um sich einen Gatten zu erbitten, und Witwen, um sich Reinheit zu erbitten, und Kinderlose, um um Kindersegen zu bitten, und so gab es jeden Dienstag einen Volksaufzug zur Einsiedelei des Meisters. Aber Gauri ging an ihnen vorbei, wie eine heilige Frau inmitten von Männern, geradewegs zum Meister und nippte mit den Lippen an seinem Haar und verschwand zwischen den Büschen."

Der Meister, in dessen Gestalt Mahatma Gandhi dargestellt wird, leitete nun den Widerstand gegen die britische Staatsgewalt, gegen die „Roten Männer" (so genannt wegen der roten Farbe der englischen Paradeuniform). Aber er lehnte Gewalt ab. Als die Arbeiter der Mühlen und Fabriken Barrikaden bauten, „kam der Meister und sagte: ‚Keine Barrikaden im Namen des Mahatma; weil viel Blut vergossen wird', aber die Arbeiter sprachen: ‚Mit ‚ich liebe euch, ich liebe euch!' werdet ihr das gierige Herz dieser Regierung nicht ändern'. Und sie bauten mehr und mehr Barrikaden und legten sich hinter diese, und eines Tages waren sie Herren der Stadt."

Die seltsame Kuh aber zeigte ein gedrücktes Wesen, und man behauptete, sie weinen gesehen zu haben. An dem Tag, als die „Roten Männer" Verstärkungen aus Pindi und Peschaur herangefahren haben, bestieg die Kuh Gauri, von der Volksmenge ehrfürchtig gefolgt, von den klassenbewußten Arbeitern zunächst verhöhnt, dann ebenfalls angebetet, die Barrikade und fiel schließlich als einziges Opfer von der Kugel eines englischen Offiziers, nachdem die eingeborenen Soldaten durch ihr Erscheinen bekehrt wurden und in den Ruf ausbrachen: „Sieg dem Mahatma! Mahatma Gandhi ki dschai! [1]"

Die Geschichte ist natürlich freie Erfindung. Aber das ist ja nicht das Wesentliche, denn sie zeigt, mit welchen Augen und in welchem Licht der Inder, genauer der Hindu, die Welt und der Ereignisse sieht. Ob der Hindu in der Stadt in der Kuh die Inkarnation Lakschmis oder der Gond im Urwald in dem Tiger einen bösen Geist oder der mongoloide Bergbewohner des Himalaya in der Lawine und im Schneesturm einen Dämon erblickt — das sind schließlich Einzelheiten. Daß sie es tun, ist das Wesentliche, und das tun alle Inder vom Chaiberpaß bis zum Kap Komorin. Selbst Intellektuelle und in englischen Kollegs Gebildete sind von ähnlichem Aberglauben in dieser oder jener Form nicht frei. Hier herrscht die Schachtseele Urindiens unumschränkt.

Und doch ist Indien keine Einheit. Trotz all der Verwandtschaft ihrer unzähligen Religionen und Volksseelen, weist sie Gegensätze auf, die wohl kaum in einem anderen Land der Erde anzutreffen sind. Oben an

---

[1] Ki dschai = Haupt des Staates.

den Hängen des Himalaya leben kleine Gebirgsstämme, von Kropf entstellt, von Unwissenheit und Aberglauben auf einer Stufe des Geistes gehalten, die noch unter der der wilden Tiere ist: diese zittern wenigstens nicht vor jedem bizarren Felsblock als einem bösen Geist und erblicken nicht in jedem Naturgeschehen eine feindlich gesinnte übersinnliche Macht. Die „wilden" mongolischen Bergler aber zittern stets, — Furcht ist ihr ausschließlicher Lebensimpuls; Furcht vor den ihnen übelwollenden Geistern der Berge, vor den eingeborenen Radschas, die rücksichtlos ihren Tribut von der unvorstellbaren Armut der Bergler erheben, Furcht vor den weißen Herren, die Unverständliches von den Menschen verlangen, Furcht vor den wilden Tieren, die ihnen die Berghänge streitig machen. Sie leben in der ältesten Gesellschaftordnung der Welt, der Polyandrie, der Vielmännerei. Lesen und Schreiben ist für sie gewaltiger Zauber, der gemieden werden muß, denn jeder Zauber bringt Übles mit sich.

Vergleicht man solch einen Bergler des Himalaya mit einem kriegerischen, freiheitliebenden, aufrechten Pathanen oder Wasiri der westlichen Berge, so sieht man, daß hier die Gegensätze unüberbrückbar sind. Und es liegt nicht daran, daß die Pathanen und Wasiris Mohammedaner, die Bergler aber Lamaisten sind, nicht nur daran, daß die einen wenigstens zum Teil lesen und schreiben können, die anderen aber nicht. Es liegt in erster Linie in der rassischen Zusammensetzung der beiden Völkerschaften — die Pathanen und Wasiris sind vorderasiatisch mit nordischem Einschlag, die anderen aber mongoloid. Und solche rassischen Unterschiede treten in Indien hundertfach auf.

Aber auch die Unterschiede im Wissen sind gewaltig, krasser als sonst irgendwo in der Welt. Nimmt man einen „wilden" Urwaldjäger, einen Gond, der meist noch mit Pfeil und Bogen jagt — wenn er es noch darf —, der in seinem primitiven Ackerbau den Pflug ablehnt, weil er das Antlitz der Mutter Erde schänden würde, und, sagen wir einmal, einen Bengali aus Kalkutta, der zwar keine europäischen Kleider trägt aus Protest gegen die Briten, aber ein besseres Englisch spricht als mancher Engländer, der sogar seine eigene Muttersprache vergessen und von den Sitten seines Volkes nur eine blasse Vorstellung hat — kann man solche Gegensätze miteinander vereinbaren?

Und nehmen wir einmal die Religion. Ein durchgeistigter, nur noch in Abstraktionen lebender Sanyasi, heiliger Mann des Hinduismus, und ein primitiver Fetischist des Urwalds — welch ein gewaltiger Unterschied! Der eine — in Spekulationen darüber versunken, ob die Welt nur Schein, Maya, ist und nur das Göttliche die letzte Realität, die sich in des Menschen Seele offenbart, ob selbst Nächstenliebe den Weg zur Vereinigung mit der Weltseele, dem Brahman, versperren kann, da ja nur vollkommene Gleichgültigkeit im Diesseits Vorstufe des Nirwana sein kann. Der andere — bestrebt, durch Opfern seinen Fetisch dazu zu be-

wegen, ihm Jagdbeute zuzutreiben und wilde Tiere von ihm fernzuhalten. Und ein dürrer Asket, nur Haut und Knochen, der in raffinierten Kasteiungen sein Fleisch abtötet, um die Seele dem Gott näher zu bringen, der in Gegenwart von Frauen die Augen niederschlägt und an ein Weib niemals ein Wort richten wird — und daneben Gemeinden, die unter Verwendung von Rauschgiften in geheimnisvoll dunklen Tempeln regelmäßig unvorstellbare Orgien zu Ehren Kalis, der Großen Mutter, oder Schiwas abhalten. Und das ist nur innerhalb des Hinduismus. Der dogmengläubige und buchstabentreue Anhänger des Propheten, für den die Welt unkompliziert ist, wie der Koran sie ihm zeigt, lebt da neben dem mystisch verschwommenen Sufi, dem der Koran symbolisch ist, und der aus dieser Symbolik die letzte Wahrheit ergründen will. Dort betet der Parse das heilige unverlöschbare Feuer Zaratuschtras an und bestattet seine unreinen Toten in den Türmen des Schweigens, wo sie von Geiern vertilgt werden. Dort murmelt der Buddhist sein ewiges „Om mani padme hum", dessen Sinn ihm selbst unklar ist, und disputiert mit seinem Glaubensbruder, der im Dalai Lama die Inkarnation des Bodhisattwa Amitabha sieht und neben Gautama Buddha unzählige andere Buddhas, Bodhisattwas und andere Heilige verehrt. Dort beugt schließlich auch ein brauner Christ das Knie vor dem gekreuzigten Juden und geht beichten zu einem Padre, der seine Sprache kaum versteht.

Und daraus soll eine Einheit entstehen? Wenn man dazu aber noch bedenkt, wieviele Sprachen in Indien gesprochen werden, daß z. B. ein Tamuli einen Bengali, ein Urdu sprechender Pandschabi einen in seiner nächsten Nachbarschaft lebenden Mann aus Kulu nicht verstehen, dann sieht man erst, wie zerrissen Indien ist und wie schwer es fallen würde, hier eine Einheit zu bilden.

Die Engländer haben in dieser Beziehung nichts getan. Ganz abgesehen davon, daß sie sich hier stets als Fremdlinge fühlten, dem Lande also nur insofern Interesse entgegenbrachten, als sie ihre eigenen Taschen mit seinem Reichtum füllen konnten, hüteten sie sich mit Vorsatz davor, Indien zu einer Einheit zusammenwachsen zu lassen. Die indische Zersplitterung trug die Britenherrschaft. Ein einiges Indien würde sie abschütteln.

Aus dem gleichen Grunde taten sie auch für die Beseitigung der unvorstellbaren Unwissenheit der indischen Bevölkerung nichts. Sie beschränkten sich darauf, eine entwurzelte und englisch-freimaurerisch suggerierte Intelligenz heranbilden, die sie für Verwaltungzwecke brauchten. Aber darin haben sie sich getäuscht. Menschen lassen sich ebensowenig ungestraft entwurzeln wie Bäume. Aus den Reihen dieser englinisierten und mit freimaurerischen Idealen gespickten Intelligenz erwuchs die revolutionäre Bewegung des heutigen Indiens, die zwar nicht indisch ist, weil sie internationalen Ideen huldigt und eher nach Moskau als nach London schielt, aber um so gefährlicher werden kann. Die Intellektuellen und Halbintellektuellen füllen, wie wir schon gesehen haben, die

Reihen der Kongreßpartei, namentlich ihrer kommunistisch und internationalistisch angehauchten Fraktionen.

Daß die Engländer in gesundheitlicher Hinsicht nicht viel, ja so gut wie gar nichts geleistet haben, liegt in erster Linie wiederum darin, daß sie Indien fremd blieben. Allerdings hatten sie gerade auf diesem Gebiet, wie ich oben sagte, mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, und der Widerstand wäre nur nach Beseitigung der Unwissenheit und des Aberglaubens zu brechen gewesen. Die Briten ließen alles so, wie es war, und überließen das Volk den auch heute noch regelmäßig auftretenden Seuchen der Cholera, der Beulenpest, des Hungertyphus. Der Mangel an Organisation neben den klimatischen Bedingungen und dem zum großen Teil noch wirklich steinzeitlichen Stand des Ackerbaues bringen es mit sich, daß Indien trotz äußerstem Fleiß seiner Bauern hie und da an Mißernten und Hungerjahren zu leiden hat. Der unsagbare Schmutz, die zum Teil rituell bedingte Unsauberkeit begünstigen die Ausbreitung von Lepra (Aussatz), Syphilis und Augenkrankheiten, denen kaum gewehrt werden kann. Über die Sterblichkeit der Inder habe ich bereits einige Zahlen gebracht. Die größte Schuld trifft England aber, weil es nichts gegen den volksvergiftenden Mißbrach von Opium und anderen Rauschgiften unternommen hat — aus begreiflichen Gründen.

Gesetzt den Fall, Gandhis Methode, die Freiheit durch Spinnen wiederzugewinnen, würde plötzlich zum Erfolg führen und Indien die Selbstverwaltung erhalten, d. h. der Kongreß würde die Macht ergreifen; was würde sich für die unwissende, abergläubige und zerspaltene Bevölkerung Indiens ändert? Nichts. Anstatt der gleichgültigen und nur auf Gewinn erpichten englischen Herren würde sie neue bekommen, die ihr ebenso fremd wären, obschon sie blutmäßig aus dem indischen Brei stammen. All diese Intellektuellen und Entwurzelten würden den wirklichen Bedürfnissen des Volkes vielleicht mehr Interesse entgegenbringen als die Briten, aber werden sie es zu nehmen und zu lenken verstehen? Würden sie mit weniger Schwierigkeiten und Widerstand z. B. bei sanitären Reformen zu tun haben? Würden sie der religiösen und der rassischen Eigenart der verschiedenen Teile der Bevölkerung mehr Verständnis entgegenbringen? Sie würden mit festen vorgefaßten Meinungen und Doktrinen ans Werk gehen, mit ebenso unerschütterlichen Dogmen, wie sie ihre Gegner, die Brahmanen, verkünden, nur anders, fremder, unverständlicher. Sie würden aus Indien ein Versuchsfeld ihrer Buchgelahrsamkeit in sozialer, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht machen und dabei verständnislos und rücksichtlos alles brechen, was in diesen ihren aus den Büchern gewonenen Plan nicht hineinpaßt. Die Bevölkerung Indiens würde dabei vielleicht eine schlimmere Zeit durchmachen als jetzt, bevor wirkliche Ordnung und Ruhe nach vielleicht langen Jahren des Chaos' und der Geburtwehen einkehren. Die Geschichte zeigt manch ein Beispiel dieser Art.

Es kann natürlich auch sein, daß eine Persönlichkeit die Führung des Swaradsch-Indiens übernimmt, die ohne Rücksicht auf all die Strömun-

gen und Wünsche nach seinem Willen die Zukunft des jungen Staates gestaltet, ein neuer Aschoka oder Akbar. Daß Indien für die demokratische Verfassung, wie sie von dem Kongreß angestrebt wird, ungegeignet ist, ungeeigneter als irgend ein anderes Land Europas, dürfte aus dem Vorangegangenen klar sein. Ob eine zielbewußte und wahrhaft völkische Diktatur die Einigung vollziehen kann — der „Caesar", vor dem Jawaharlal Nehru warnt?.....

Vielleicht ist das föderalistische Prinzip — natürlich nicht wie es in der von den Engländern ausgeklügelten Verfassung verkörpert wird — für Indien das Gegebene. Fast scheint es so, wenn man die Mannigfaltigkeit der Rassen und Völker dieses Landes betrachtet. Aber die Gefahren eines Bundesstaates sind zu offenkundig angesichts der Ausdehnungbestrebungen der Nachbarn und des einstweilen in der Welt immer noch herrschenden Imperalismus. Ein Bundesstaat neigt immer dazu, eine „Lumpenmonarchie" von der Art des alten Österreich-Ungarns zu werden, um sich dann in der Stunde der Entscheidung in seine Bestandteile aufzulösen. Und außerdem — die „Entwicklung" des kommenden Zeitalters geht in Richtung der Diktatur[2]). So wird wohl auch das Swaradsch-Indien eine Diktatur werden — wenn es einmal selbständig wird. Und die „sichtbaren Priesterkasten", die Brahmanen, die Ulimas, die Bhikkus, die Pater und die Pastoren, werden — ebenfalls im Zuge der „Entwicklung", wie sie uns aus den Büchern der „Eingeweihten" entgegentritt und wie ich sie in „Weissagungen" gezeigt habe — der „unsichtbaren Priesterkaste" gezeigt haben — der „unsichtbaren Priesterkaste" des „Herrn der Welt" Platz machen. Und nicht nur in Indien zeichnet sich bereits diese „Entwicklung" deutlich ab. Man muß nur die Augen offen halten.

---

[2]) Hierüber siehe Näheres in meinem Buch „Weissagungen".

Schrifttumsnachweis:

Die mit * bezeichneten Werke sind in Ludendorffs Verlag GmbH., München, erschienen

Alkoran, Übersetzung von Ullmann (1897).
Blawatski, Helene: Die Geheimlehre (1899).
Colebrooke, Miscellanous Essays.
Filchner, Wilhelm, Hui-Hui (1928).
Garbe, Kaiser Akbar von Indien (1909).
Glasenapp, H. v., Der Buddhismus (1936).
 " " , Der Hinduismus (1924).
Gyangar, P. T. Srinivasa, Outlines of indian philosophy.
*Jpares, S., Geheime Weltmächte (1935).
Jacolliot, L., La Bible dans l' Indes.
Kipling, Rudyard, Kim (1902).
Lommel, Hermann, Die alten Arier (1939).
*Ludendorff, Erich, Kriegshetze und Völkermorden in den letzten 150 Jahren (1939).
*Ludendorff, Dr. Mathilde, Triumph des Unsterblichkeitwillens (1938).
* " " " , Die Volksseele und ihre Machtgestalter (1937).
* " " " , Das Gottlied der Völker (1939).
* " " " , Induziertes Irresein durch Okkultlehren (Geheime Wissenschaften?) (1932).
* " " " , Erlösung von Jesu Christo (1931).
* " " " , Sieg eines Enthüllers von Bibelfälschungen (1937).
*Ludendorff, E. u. M., Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende (1937).
* " " " " " , Europa den Asiatenpriestern? (1937)
* " " " " " , Die Judenmacht, ihr Wesen und Ende (1939).
Magrini, Luciano, In Indien Brahmas und Gandhis.
*Matthießen, Dr. W., Der Schlüssel zur Kirchenmacht (1937).
Meerza, S. Hassan Amir, Die Weltwirtschaftsrenaissance (1934).
Miller, Alfred, Völkerentartung unter dem Kreuz (1936).
Otto, Rudolf, Der Sang des Hehr-Erhabenen.
Prem-Sagar, (Ozean der Liebe) 10. Kapitel aus Bhagawad Purana (1853).
Reichardt, Thomas, Islam vor den Toren (1939).
Sarkar, Benoy K., The Might of Man in the social philosophy of Ramakrishna and Vivekananda (Madras 1936).

Sauter, J. A., Mein Indien (1922).
" " ", Unter Brahminen und Parias (1923).
*Schulz, Ernst, Der Trug von Sinai (1932).
Strunk, J., Zu Rom-Juda — Tibet (1937).
Vivekananda, Swami, Hinduismus (1935).
Wells, H. G., The outline of history (1920).
Westergaard, N. L., Über den ältesten Zeitraum der indischen Geschichte (1862).
Wichtl-Schneider, Die Weltfreimaurerei (1938).
Winternitz, Geschichte der indischen Literatur (1909).
Within, Inquire, The trail of the serpent (1936).

Zeitschriften:

Asia, New York, Jahrgänge 1937/39.
Der neue Orient, Berlin, Jahrgang 1937.
Hochland, Nr. 17/1920.
Parade, New York,, 1939.
The Kaisar-i-Hind, Bombay, 1938.
The Statesman, 1939.

Weitere Arbeiten des Verfassers über okkulte Fragen:

Das schleichende Gift (1934).
Die kommende Religion (1935).
Kollektivstaat — ein Ziel Rom-Judas (1934).
Vom Dach der Welt (1937).
Weissagungen (1939).

(Sämtlich in Ludendorffs Verlag GmbH., München 19)